

über die Romantik schon erwähnt. Die kritischen Aufsätze aus den Berliner Tagen sind ohne nennenswerte Bedeutung. Dagegen haben wir in den „Briefen aus Berlin“ und in dem Aufsatz „Über Polen“ Vorläufer der „Reisebilder“ zu erkennen. Offener Sinn und gute Beobachtungsgabe zeigen sich schon hier; aber noch klebt der Verfasser am Stoff, und das Urteil ist noch ungeübt und unfrei. Nur die Ansätze zu späteren glänzenderen Leistungen und die Hinwendung zu beherzter Erfassung der weiten politisch-sozialen Wirklichkeit sind in diesen Aufsätzen teilnehmender Beachtung wert.

II. Der Dichter der Reisebilder (1823—31).

In dem Zeitabschnitt, dessen Betrachtung wir uns jetzt nähern, tritt Heines politische Thätigkeit mehr und mehr in den Vordergrund. Es ist daher erforderlich; daß wir uns die wichtigsten Züge der politischen Lage Europas und insbesondere Deutschlands und Preußens vergegenwärtigen, denn man thut Heine meist das Unrecht an, seine Äußerungen über die öffentlichen Zustände Deutschlands mit dem Maßstabe zu messen, den uns unsere glücklichere Gegenwart an die Hand gibt.

Nach den gewaltigen Ereignissen der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege bemächtigte sich der europäischen Völker das Gefühl, daß alle Verhältnisse der staatlichen und sozialen Ordnung ins Wanken geraten seien. Daß die freisinnigen Ideen nach aller Wahrscheinlichkeit weiter um sich greifen würden, erkannten die einen mit Schrecken und Sorge, die anderen mit Freude und Hoffnung. Die Machthaber, die eine eingreifende Veränderung des Bestehenden befürchten mußten, suchten nach Kräften die fortschrittliche Bewegung aufzuhalten, und sie errichteten zu diesem Zwecke ein starkes Bollwerk in der Heiligen Allianz. Anfangs war es freilich die aufrichtige, durch den jähen Schicksalswechsel der letzten 15 Jahre geweckte religiöse Stimmung, die den empfindsamen Kaiser Alexander, den frommen Friedrich Wilhelm und den Kaiser Franz zur Begründung dieses Bundes bestimmte, der gegenüber den zersetzenden Ideen der Revolution die Pflege der Religion, des Friedens und einer patriarchalisch-sittlichen Staatsordnung zum Ziele hatte. Aber nur zu bald wurde er zum Träger der einseitigsten absolutistischen Ideen, zum Werkzeug der Reaktion, der Heuchelei und Völkerbedrückung. Vor allem Metternich und sein Herr, der „gute“ Kaiser Franz, brachten in der Heiligen Allianz, der außer England alle europäischen Mächte beitraten, die rückwärtlich-legitimistischen Anschauungen

mehr und mehr zur Herrschaft. So wirkte der Bund seit dem September 1815 bis zum Ausbruch der französischen Julirevolution, freilich in den letzten Jahren, seit Alexanders Tode (1825), nur noch ein kümmerliches Dasein fristend. Nur Einen großen Gewinn brachte er den erschöpften europäischen Staaten: die Erhaltung des Friedens.

Hand in Hand mit dieser Reaktion der weltlichen Mächte ging die der katholischen Kirche. Der Papst Pius VII. (1800—1823) verfluchte die protestantischen Bibelgesellschaften wie eine gefährliche Pest, rief den Jesuitenorden wieder ins Leben, der nun über Italien, Frankreich, Belgien, Österreich zc. seine kulturfeindlichen Scharen ausbreitete; er erneute abgelebte Institute, wie den Johanniterorden, der in Preußen eine traurige Nachahmung fand, und war, von vielen Seiten unterstützt, eifrig bemüht, das Leben des freien Geistes der Humanität zu unterdrücken.

Für Deutschland entsprang eine Quelle langer politischer Leiden aus der von übelm Geiste eingegebenen neuen Bundesverfassung. Die deutsche Nation empfing von ihren Fürsten für die großen Opfer, die sie während der Befreiungskriege gebracht hatte, nicht den gebührenden Lohn. Statt der erwarteten Staatseinheit schuf man einen Staatenbund mit machtloser Vertretung nach außen, das Bundesheer war mangelhaft organisiert, das Post- und Münzwesen unselig zersplittert; die allmählich durchgeführte Zoll- und Handelseinigung ging nicht von dem Bunde, sondern von den Einzelstaaten, namentlich von Preußen aus. Der Artikel 13 der Bundesakte, der Preußens Antrag auf Einführung landständischer Verfassungen freilich nur in verstümmelter Form zum Ausdruck brachte, blieb in den größeren deutschen Staaten so gut wie unbeachtet; er erfuhr durch die Wiener Schlussakte vom Jahre 1820 noch eine wesentliche Einschränkung. Nur in Einer Hinsicht brachte es die unfruchtbare, von Metternich geleitete Bundesregierung zu positiven Leistungen: sie mußte ihren reaktionären Beschlüssen für ganz Deutschland Kraft und Geltung zu verschaffen.

Von Einem deutschen Staate hätte man erwarten dürfen, daß er sich den volksfeindlichen Maßnahmen des allmächtigen Fürsten Metternich entgegenstellen würde: von Preußen. Kein anderer Staat hatte sich so große Verdienste um die Befreiung Deutschlands erworben, kein anderer war in seinem Grunde so fest gestützt und kräftig, kein anderer verfügte über solch einsichtige und edle staatsmännische Kräfte wie er. Aber Preußen befriedigte die Erwartungen des gebildeten Teils seiner Unterthanen nicht. Das Versprechen Friedrich Wilhelms in dem Erlass vom 22. Mai 1815, eine preußische Volksvertretung (Reichsstände) einführen zu wollen, blieb trotz Hardenbergs Drängen unerfüllt. Zwar ward im Sep-

tember 1815 eine Kommission zur Abfassung einer Verfassungsurkunde eingesetzt, aber ängstliche Bedenklichkeit hinderte den Fortgang des wichtigen Werkes; man fürchtete die Volksvertretung der widerpenftigen neuen Provinzen, man fürchtete den Widerspruch Metternichs und des Kaisers Alexander, die recht wohl die Vortheile erkannten, die die Einführung einer Verfassung dem preußischen Staate gegeben haben würde. Vor allem aber sah Friedrich Wilhelm mit ängstlicher Sorge auf die freisinnigen Regungen, die unter seinen Unterthanen zum Vorschein kamen. So ließ sich der schwache, wenn auch wohlmeinende Fürst mehr und mehr von Metternichs Politik umgarnen und zu den reaktionärsten Maßregeln hinreißen. Görres' „Rheinischer Merkur“ ward im Jahre 1816 unterdrückt, der Tugendbund aufgehoben, und die Karlsbader Beschlüsse gegen die Demagogen (1819) wurden am strengsten von der gewissenhaften, aber rauhen preußischen Polizei durchgeführt. Jetzt wurden Männer wie Zahn, Arndt und Welcker verhaftet, Gneiffenau und Schleiermacher von Spionen verfolgt — kein Wunder, daß ein Boyen, ein Grolmann, ein Beyme, ein Humboldt einer solchen Regierung unwillig den Rücken kehrten und ihren Abschied nahmen. Ihre Zeit war vorüber, wenn Kampf und Schmalz ihre guten Tage hatten! — Und wie in der inneren Politik, so zeigte Preußen auch in der äußeren nicht mehr die Kraft und Tugenden früherer Zeiten; derselbe Staat, der im Befreiungskriege die führende Rolle gespielt hatte, zeigte sich jetzt in unwürdiger Abhängigkeit von den leitenden Mächten in St. Petersburg und Wien. Auch in kirchlichen Dingen handelte die Berliner Regierung nicht glücklich; wohl war es ein guter Gedanke, bei der dritten Jahrhundertfeier der Reformation (1817) eine Versöhnung des kleinlichen Haders der Reformierten und Lutheraner durch die Union anzubahnen, aber eine solche Versöhnung erzwingen zu wollen, das Wort „Protestantismus“ (seit 1821) in öffentlichen Schriften zu verbieten und eine von dem König selbst ausgearbeitete Agende der Kirche mit Gewalt aufzudrängen — das hieß sich in sehr unpolitischer Weise in Gegensatz stellen zu dem aufgeklärten Geiste der Zeit. — Gegenüber solchen Fehlern und Schwächen der Regierung Friedrich Wilhelms, die vor aller Welt offenkundig zu Tage lagen, blieben ihre guten Leistungen mehr und mehr unbeachtet: die politisch wie sittlich gleich bedeutungsvolle Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die sparsame Finanzverwaltung, die Heranbildung eines trefflichen Beamtentums, die hervorragenden Bemühungen um Hebung des höheren sowohl wie niederen Unterrichtes und das erfolgreiche Streben nach Erweiterung des Zollgebietes fanden bei den Zeitgenossen nur geringe Würdigung.

Der Druck, den so die herrschenden Gewalten in weiteren und engeren Kreisen auf die Völker ausübten, veranlaßte allmählich das Entstehen einer scharfen Opposition, die sich gerade aus den Reihen der edelsten Vaterlandsfreunde zusammensetzte. Die politische Welt schied sich in zwei schroff getrennte Parteien, in die Anhänger der alten hergebrachten Verhältnisse und in die Verfechter der neuen freiheitlichen Anschauungen. Suchten jene das Herkommen zu verteidigen, auch wenn die Ungerechtigkeit auf der Hand lag, so gaben sich diese, die Liberalen, bedenkliche Blößen durch die Unklarheit ihrer Ziele. Da wollten die einen, die deutschkümeln- den romantischen Burschenschaftler, versunken in die angebliche Herrlichkeit der Vorzeit, allerlei mittelalterliche Einrichtungen wieder ins Leben rufen, die anderen, die Doktrinaire, schufen einen ganz neuen Staat aus der Idee heraus, und wieder andere verfielen in die alte deutsche Krankheit des Weltbürgertums, kannten nur Parteien, aber keine Nationen, und übersehen, daß die Ausbildung eines starken Nationalgefühles die Grundbedingung aller politischen Macht ist und die notwendige Vorstufe zu einer weitgeistigen Würdigung des Fremden. Verhältnismäßig am schlimmsten standen die Dinge in den zurückerobernten westlichen Provinzen Deutschlands. In den Rheinlanden war das Nationalgefühl fast erloschen; man hatte so lange mit dem schönen Frankreich geliebäugelt, daß man sich nur schwer an die rauhe Gegenwart des preussischen Polizeistaates gewöhnen konnte; die Rheinländer waren flau Deutsche wie heutzutage die Elsäßer; und wir haben gesehen, daß man vom rheinländischen Standpunkte aus nicht so ganz unrecht hatte, mit einer gewissen Sehnsucht an die Zeit der von manchen liberalen Ideen getragenen französischen Herrschaft zurückzudenken. Wo immer man aber lebte und aufgewachsen war, überall nahmen die Gebildeten jetzt lebhafteren Anteil an den politischen Vorgängen, sie nahmen Partei im konservativen oder liberalen Sinne. Das Parteileben, so sehr es die Klarheit der Einsicht trübte und die Ehrlichkeit der Meinung beeinträchtigte, arbeitete wie in allen Zeiten regen Lebens so auch damals an dem Fortschritt der Menschheit. Noch hatten die reaktionären Mächte fast überall die Macht in Händen, bis abermals in Frankreich eine bedeutende Wandlung zum Durchbruch kam. Die Julirevolution erschuf einen hervorragenden Sieg der liberalen Ideen, einen Sieg, der durch die Mäßigung der Sieger an Glanz gewann, einen Sieg, der Frankreich wiederum zur tonangebenden europäischen Macht erhob, und dessen moralische Wirkung in ganz Europa empfunden wurde. Die Anhänger des Franzosentums erhielten durch die Thatsachen eine bedeutende Rechtfertigung ihrer politischen Neigungen, und aus allen deutschen Gauen zogen jetzt die liberalen

Pilger nach dem neuen Mekka der Freiheit, nach Paris. — Bis zu diesem Zeitpunkte verfolgen wir hier Schicksal und Lebensgang unseres Dichters.

Als Heine im Mai 1823, bedrückt von manchen trüben Erfahrungen, Berlin verließ, trug er sich mit dem Plan, seine Studien abzubrechen und nach Paris überzusiedeln, wo er hoffte, in die diplomatische Laufbahn eintreten oder für Verbreitung der deutschen Litteratur wirken zu können. Zur Durchführung dieses Planes bedurfte es aber der Zustimmung und Hilfe des Oheims Salomon, und mit ihm und allen Hamburger Verwandten kam Heine im Sommer 1823 nach einer Trennung von vier Jahren wiederum in längere persönliche Berührung. Zunächst begrüßte er die ganze Familie bei der auf dem Gollenspieker in den Vierlanden stattfindenden Hochzeit seiner Schwester, zu Ende des Monats Juni; dann sah er sie zu Anfang Juli in Hamburg, als jedoch Salomon gerade im Begriff war, eine Reise anzutreten; und endlich verweilte unser Dichter, nach der Rückkehr von Kuyhaven, etwa die ersten drei Wochen des Septembers auf Salomons Landgute. Mit dem Oheim selbst kam es erst in dieser Zeit zu ausführlichen mündlichen Verhandlungen; vorher, bei der Hochzeit und Anfang Juli in Hamburg, hatte sich der große Pascha dem Neffen gegenüber im allgemeinen gnädig erwiesen, hatte ihm 10 Louisdor für die Reise ins Seebad geschenkt und war über die kühne Widmung des „Lyrischen Intermezzos“ mit einigen polternden Worten hinweggegangen. Heine hatte ihm nämlich ebendiesen Gedichtcyklus zugeeignet, in dem sich die bittersten Worte gegen die Tochter Amalie fanden (wenn auch nur für die Nächststehenden verständlich), und in dem der Bräutigam Amaliens als dümmster der dummen Jungen bezeichnet war. In Kuyhaven erhielt der Dichter einen Brief Salomons, in dem er ihm Vorwürfe machte über zu frühe Erhebung von Geldern bei einem Berliner Bankhaus, und in dem er durch ein Mißverständnis die früher für zwei Jahre versprochene Unterstützung von zusammen 800 Thalern auf 500 Thaler verkürzte. Heine gelang es, im September den Oheim zur Auszahlung von weiteren 100 Louisdor für die Frist vom 1. Januar 1824 bis 1. Januar 1825 zu bewegen, aber gleichzeitig ward bestimmt, daß Heine die Studien bis zur Erledigung des Examens fortsetzen und die Pariser Reise aufgeben solle.

Dieser Vorschritt scheint er sich jetzt gerne gefügt zu haben, denn in zwischen waren Veränderungen in seinem Innern vorgegangen, die ihm selbst die Entfernung von Deutschland nicht mehr wünschenswert erscheinen ließen. Das Wiedersehen von Hamburg hatte zwar seinen alten Liebes Schmerz aufs tiefste wieder aufgeregt, und in ergreifenden Tibern gab er diesem Schmerz Ausdruck; aber eben hier erblickten ihm jetzt im

Schoße derselben Familie neue Gefühle, die viele Jahre lang seine Seele in Glück, Hoffnung, Sorge und Kummer gefangen hielten, und die ihn noch auf dem späten Krankenlager in wehmütiger Erinnerung verfolgten. Als Heine im Sommer 1819 Hamburg verließ, sagte er auch einer jüngeren Schwester Amaliens, Therese Heine, lebewohl, die, damals noch ein Kind, ihm jetzt, 1823, als ein nahezu erwachsenes Mädchen wieder entgegentrat. Therese war am 17. Dezember 1807 geboren, damals also noch nicht 16 Jahre alt. Anfangs erinnerte sie den Dichter lebhaft an die ältere Schwester und war ihm auf diese Weise anziehend und bedeutend; bald aber ward sie ihm selbst der Gegenstand leidenschaftlicher Liebe, und nachdem er zunächst lange sein Gefühl ängstlich verborgen hatte, scheint er ihr im September sein Herz ausgeschüttet zu haben, ohne aber von dem noch nicht liebereifen Mädchen völlig verstanden und erhört zu werden¹. Aber gleichviel! Er gab die Hoffnung nicht auf, dennoch das Glück, das ihm bisher so abhold gewesen war, mutig zu erjagen und in den Armen der schönen Geliebten sowohl Heilung für sein schmerzlich verwundetes Herz als Befreiung von der äußeren Not des Daseins zu erlangen. Jetzt gab er die Pariser Pläne auf und sang aus erleichteter Brust:

Jetzt bleib' ich, wo deine Augen leuchten
In ihrer süßen, klugen Pracht —
Daß ich noch einmal würde lieben,
Ich hätt' es nimmermehr gedacht!

In Rughaven, wo Heine vom 22. Juli ab sechs Wochen verweilte, lernte er, wie es scheint, zum ersten Male die See kennen, die ihn schon damals zu herrlichen Liedern begeisterte. Dann verbrachte er noch die erwähnten glücklichen und bedeutungsvollen drei Wochen im Hause des Oheims, um hierauf, körperlich gestärkt und voll neuen Lebensmutes, in das Elternhaus nach Lüneburg zurückzukehren, wo er in eifriger Arbeit, juristischer wie dichterischer, vier Monate verlebte. Nach dreivierteljähriger Unterbrechung seiner akademischen Studien zog Heine am 19. Januar 1824 wiederum der Göttinger Universität zu, wo er vor drei Jahren so viel kummervolle Stunden erduldet hatte, und ließ sich daselbst am 30. Januar, mitten im Semester, aufs neue immatrikulieren. Sein Leben in

¹ Ich habe zuerst auf das Verhältnis Heines zu Therese hingewiesen in meiner oben S. 23 erwähnten Ausgabe des „Buchs der Lieder“, S. XXVII ff. Seitdem haben Karl Hessel („Ablnische Zeitung“ vom 8. und 9. Juni 1888) und Bernhard Seuffert („Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte“, Bb. III) zustimmende genauere Erörterungen und Zusätze gegeben. Eine ausführlichere Darstellung des ganzen Verhältnisses bringt mein Aufsatz im 4. Bande der „Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte“. Hier muß ich mich auf Andeutungen beschränken.

der ehrwürdigen Georgia Augusta verlief äußerlich einfach und ohne größere Zwischenfälle. Er arbeitete eifrig für das Examen und hatte seine liebe Not mit den Begriffsgespinnsten des alten römischen Rechts, das ihm zu erfassen äußerst schwer fiel, und dem er durchaus keinen inneren Anteil entgegenbrachte. Aber mit Hilfe Meisters, eines trockenen akademischen Lehrers, der ein Pandektenrepetitorium abhielt, hoffte er des aufgezwungenen Studiums Herr zu werden. Daneben betrieb er seine dichterischen Arbeiten mit Eifer fort und hatte die Freude, bei hoch und niedrig jetzt bereits als Dichter anerkannt und geschätzt zu werden. Er verkehrte wie früher im Hause des Professors Sartorius und jetzt auch in dem des Professors Eichhorn, der neben Savigny der bedeutendste Vorkämpfer der historischen Schule war. Daneben hatte er freundschaftlichen Umgang mit mehreren Altersgenossen, die wie er, die Universität besuchten, mit den beiden Wedekinds, von denen der eine in seinem Tagebuche wichtige Nachrichten über Heines damaliges Leben aufbewahrt hat, mit Otto von Raumer, Donndorf, Knille u. a. Auch an den studentischen Paukübungen beteiligte er sich wie in früherer Zeit; bei den meisten Duellen war er gegenwärtig, entweder als Sekundant oder als Unparteiischer oder doch als Zuschauer. — Zweimal unternahm er von Göttingen aus Reisen, die ihm nach dem einförmigen Göttinger Leben angenehme Erfrischung gewährten. Zu Ostern 1824 reiste er nach Berlin, wo er vorher 33 seiner schönsten Heimkehrlieder im „Gesellschafter“ hatte abdrucken lassen. Dort verbrachte er frohe und eindrucksvolle Stunden mit Varnhagen und Rahel, mit Ludwig Robert und seiner schönen Gemahlin Friederike, mit dem treuen Moses Moser und anderen Freunden des Kulturvereins. Und die Stadt selbst mit ihren anregenden Zerstreuungen bot ihm eine Fülle mannigfaltigen Genusses. Auf der Hinreise nach der Hauptstadt besuchte Heine seinen innig verehrten „hohen Mitstrebenden“ Karl Zimmermann, dem er, wie es scheint, nur damals persönlich gegenübertrat. Das kräftige Unabhängigkeitsgefühl des gedankenreichen Dichters fesselte ihn ungemein, in aufrichtiger und stets unveränderter Freundschaft blieb er ihm bis zum Tode treu ergeben, und als Zimmermann im Jahre 1840 in ein frühes Grab sank, war Heine tief erschüttert wie durch den Verlust eines der nächsten Angehörigen. — Die zweite Reise, die er unternahm, führte er im Herbst desselben Jahres 1824 aus; sie brachte ihn nach dem Harz und nach Thüringen und ist unvergesslich geblieben durch die berühmte Schilderung, die Heine bald darauf in der „Harzreise“ davon entwarf. Sie führte ihn unter anderem auch nach Weimar, wo Heine nicht versäumte, Goethe seine Aufwartung zu machen. Er hatte ihm bereits 1821 seine „Gedichte“ und 1823 die „Tragödien nebst einem

lyrischen Intermezzo" zugesandt, jetzt hat er durch einen kurzen Brief vom 1. Oktober 1824 um die Ehre, den gefeierten Meister aufsuchen zu dürfen, ihm „nur die Hand zu küssen" und dann wieder wegzugehen. Goethe empfing den jungen Dichter mit freundlicher Herablassung; als er ihn aber fragte, mit welchen poetischen Arbeiten sich Heine zur Zeit beschäftige, antwortete dieser schnell und unvorsichtig: „Mit einem Faust"; und das mochte Goethe wohl nicht angenehm zu hören sein, denn feste Dilettanten hatten es gewagt, eine Fortsetzung zu dem ersten Teile seines Meisterwerkes zu unternehmen (der zweite erschien erst nach Goethes Tode), und Heine, der thatsächlich damals einen „Faust" plante (vgl. Bd. VI, S. 467 ff.), schien ihm so zur Reihe jener düffelhaften Jünglinge zu gehören, die sich erkühnten, mit Goethes gewaltigster Leistung in Wettbewerb zu treten. Wir dürfen es dem Altmeister nicht verargen, wenn ihn diese Äußerung eines Anfängers, eines Studenten, verdroß, zumal ihm die Jugend so oft Anlaß zur Klage über eingebildetes Wesen und Pietätlosigkeit gab; in spitzem Tone brach er die Unterhaltung mit der Frage ab, ob Heine weiter keine Geschäfte in Weimar habe, worauf sich dieser mit den Worten empfahl: „Mit meinem Fuße über die Schwelle Ew. Excellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet". Nur widerwillig rückte Heine in seinen Briefen an Moser über die Aufnahme bei Goethe mit der Sprache heraus; als er aber nach dem Tode des Meisters die „Romantische Schule" schrieb, gab er eine begeisterte Schilderung von dem Eindruck, den dieser damals auf ihn gemacht habe, und deutete in humoristischer Weise an, wie sehr er in Gegenwart des Gefeierten von Verlegenheit befallen gewesen sei (Bd. V, S. 265).

Bevor Heine im Sommer 1825 die Göttinger Hochschule verließ, entschloß er sich zu einem wichtigen Schritte, der, lange erwohnt, nun endlich ausgeführt werden sollte: er ließ sich in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufnehmen. Der jüdische Reformverein, dem Heine in Berlin angehört hatte, war in die Brüche gegangen, mehrere seiner Anhänger, vor allem der begabte Streber Eduard Gans, hatten sich taufen lassen; Heine selbst fühlte sich seit Jahren der jüdischen Religion entwachsen, die, wie er sich im Anschluß an den „Nathan" (und „Don Carlos") ausdrückt, zuerst jene Menschenmüßerei aufgebracht habe, die den Israeliten damals so viel Schmerzen verursachte. Aber darum hatte er doch noch keineswegs ein innerliches Verhältnis zum Christentum gewonnen, und mit immerhin achtbarer Offenheit gestand er den Näherstehenden jetzt und später bereitwillig ein, daß er sich der Taufe nur durch die Not gezwungen und um äußerer Vorteile willen unterworfen habe. Er hoffte, sich jetzt mehr als zuvor seiner unterdrückten Stammesgenossen

annehmen zu können, er wollte, die Religion preisgebend, den semitischen Brüdern treu angehörig bleiben und ihre Sache in Wort und Schrift vertreten. Eben damals, als er sich taufen ließ, schrieb er an dem „Rabbi von Bacherach“, in dem ungerechte Bebrüdüngen der Juden den Gegenstand der Handlung abgeben. Er erging sich zu ebendieser Zeit in heftigen Schmähungen auf die christliche Kirche und den „germanischen Pöbel“, schalt in erbitterten Versen auf die, welche der gemeinsamen Sache abtrünnig wurden, und gestand sich nach einiger Zeit in knirschendem Unmüthe, daß es ihm seit der Taufe nicht besser ergangen, daß der unter schweren Gewissensbissen ausgeführte Schritt vergeblich gewesen sei. Er stand jetzt gleichsam zwischen Thür und Angel: die Juden hielten ihn für einen Abgefallenen, und die Christen sahen in ihm trotz des Taufwassers nach wie vor den Juden. Der Druck, der fortan auf seiner Seele lag, vermehrte seinen Groll gegen die herrschenden kirchlichen und staatlichen Verhältnisse, die es ihm unmöglich machten, unangefochten als Anhänger einer abgesonderten Glaubens- und Rassen-Gemeinschaft, aber dennoch als vollbürtiger Deutscher im Dienste des Gemeinwohls auf seine Weise zu wirken. Der Stachel blieb ihm zeitlebens im Herzen sitzen. Den Taufakt ließ Heine nicht in Göttingen vornehmen, sondern in der nahe gelegenen preußischen Stadt Heiligenstadt; es war am 28. Juni 1825. Der Pfarrer Gottlob Christian Grimm führte die kirchliche Handlung aus, als Zeuge war der Superintendent Karl Friedrich Bonitz zugegen. Heine nahm statt des bisherigen Harry die Namen Christian Johann Heinrich an. Als Geburtsdatum nannte er den 13. Dezember 1799. — Leichter als bei dem Taufakte war Heine bei dem juristischen Doktorexamen zu Mute, obwohl auch dieses ihm nicht eben die angenehmsten Empfindungen weckte. Er meldete sich bei der Fakultät durch ein Schreiben an den Dekan, Prof. Hugo, vom 16. April 1825; am 20. Juli folgte der Promotionsakt, bei welchem Heine in lateinischer Rede fünf Thesen (vgl. Bd. VII, S. 528) öffentlich zu verteidigen hatte. Als Opponenten standen ihm gegenüber Dr. phil. C. F. Culemann und Stud. iur. Th. Geppert. Obwohl der Professor Hugo den Examinanden ernst ins Gebet nahm, verließen doch die schweren Augenblicke leidlich befriedigend. Heine erhielt freilich nur die Zensur Nr. III, aber das Examen war bestanden. Der erwähnte Examinator gedachte in einer Schlußrede mit rühmenden Worten der dichterischen Leistungen seines Kandidaten und verglich ihn in höchst schmeichelhafter Weise mit Goethe, der auch ein größerer Dichter als Jurist sei. — Innig erfreut über die glückliche Erledigung der lange hinausgeschobenen lästigen Prüfung rüstete sich Heine schleunigst, der hannöverschen Mufenstadt lebewohl zu sagen. Noch gab er einen Doktor-

schmaus, begrüßte eines Abends den durchreisenden Dheim Salomon, der sich sehr gnädig und zufrieden zeigte, und dann zog er, Ende Juli 1825, in die Welt hinaus, wie er glaubte, einer froheren und glücklicheren Zukunft entgegen.

In den Monaten August und September sehen wir Heine in Norderney weilen, zu welcher Reise ihm von dem Dheim Salomon 50 Louisdor geschenkt worden waren. Damals war Norderney noch nicht das überfüllte Modestad wie in unserer Zeit, es herrschte hier ursprünglicheres Leben, man wohnte in den bescheidenen Fischerhütten, hatte enge Berührung mit den Einwohnern und ward leichter als heute aus ihrem Munde über die schönen Sagen der Insel unterrichtet. Aber die Hauptsache war unserm Dichter das Meer in seinem ewigen Wechsel! Er unternahm häufige Seefahrten, begab sich auf die Wöwenjagd, fand in der Beobachtung des mannigfaltigen Wellenspiels eine träumerisch-gedankenvolle Anregung und betrachtete mit immer erneutem Anteil die bunte Beleuchtung der Wolken und des Meeres. Der ernste Anblick all dieser Erscheinungen regte ihn an zu philosophisch-religiöser Einkehr und weitschauender Betrachtung. Aber auch der Badegesellschaft blieb Heine nicht fern. Von seinen Bekanntschaften nennen wir zunächst die geistvolle Fürstin Solms, eine Freundin Barnhagens und Rahels, dann eine schöne Frau aus Celle, die aber keinen tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen zu haben scheint, wenn er ihr auch manche zarte Aufmerksamkeit erwiesen hat. Auch mit den hannoverschen Offizieren hatte er häufigen Umgang; es waren gebildete Leute, die ein großes Stück der Welt gesehen hatten. Sie hatten zu einem nicht geringen Teile in der von der englischen Regierung gebildeten deutschen Legion gedient und brachten von ihren Kriegszügen, die sie in entfernte Gegenden geführt hatten, mannigfaltige Eindrücke und gereifte Anschauungen mit heim. Neben ihnen aber fand er Vertreter des beschränkten hannoverschen Junkertums, welches er von Göttingen her bereits zur Genüge kannte. — Eine herzliche Freude war es ihm, hier seinen alten Freund, den „Staatsrat“ Sethe, wiederzusehen, der zu Heines Überraschung sich inzwischen verheiratet hatte. Zwei Tage waren beide vereinigt, und bald nach Sethes Abfahrt richtete Heine Briefe an ihn, in denen er um ein Darlehen von 6 Louisdor bat: denn die verführerische Spielbank in Norderney hatte auch auf Heine ihre gefährliche Anziehungskraft geübt, und er sah sich trotz der mitgebrachten 50 Louisdor in folge des Spielverlustes in große Verlegenheit versetzt. Im ganzen war es eine glückliche, hoffnungsfrohe Zeit, die er auf der Insel verbrachte. Er ward von schönen Damen verzogen und hatte selbst den Eindruck, daß er lebenswürdiger sei als je.

Er beabsichtigte zu Ende des Monats September von Norderney unmittelbar nach Hamburg zu segeln; ungünstiger Wind hielt ihn aber sechs Tage auf der See zurück. Er gab daher vorläufig die Reise nach Hamburg auf und eilte zu seinen Eltern nach Lüneburg. Von dort aus fragte er Anfang Oktober seinen Freund Moser, ob er als Dr. juris wohl in der philosophischen Fakultät in Berlin sich werde habilitieren können. Die Antwort des Freundes scheint indessen, wie sich erwarten ließ, verneinend ausgefallen zu sein. Nun faßte er energischer den Plan ins Auge, sich als Rechtsanwalt in Hamburg niederzulassen. Seinem Freunde Sethe gegenüber äußerte er am 12. November: „Ich will Dir von dort aus ordentlich schreiben, vielleicht kann ich Dir die Nachricht mitteilen, daß ich mich dort als Advokat niederlasse, heurate, viel schreibe u. s. w.“ Mitte November 1825 traf Heine in der alten Hansestadt ein. Er hatte, wie jene letzten Worte an Sethe erkennen lassen, jetzt die größte Hoffnung, Theresen zu der Seinen zu machen; aber aufs neue mußte er eine bittere Enttäuschung erfahren, denn die Antwort des Vaters, seines Oheims Salomon, scheint nicht günstig gelautet zu haben. Lagen jenem doch fortwährend böswillige Neider in den Ohren, welche die schlechtesten Gerüchte über den Lebenswandel Heinrich Heines und über seine Charakterlosigkeit verbreiteten. Der Dichter war tief unglücklich über die neuen schmerzlichen Erfahrungen, die er in seinen Briefen nur andeutet; er war so erschüttert, daß er sich ernstlich mit dem Gedanken trug, seinem Leben gewaltsam ein Ende zu machen. Dann aber belebte ihn wieder die Hoffnung, bei der Tochter das durchzusetzen, was bei den Eltern fehlgeschlagen war. Doch den Plan, dauernd in Hamburg als Advokat zu bleiben, gab er auf. Schon nach vier Wochen sehen wir indessen, daß seine Lage sich gebessert hatte. „Es steht mit mir besser, als ich selbst weiß“, äußerte er seinem Freunde Moser gegenüber; und diese günstige Veränderung schrieb er dem Einfluß eines Freundes, Cohen, zu. Indessen ebendieser Freund schädete ihm bald darauf aufs empfindlichste. Wir sehen dies aus einem Briefe Heines an Moser vom 24. Februar: „Der Mann meiner Schwester suchte, angereizt durch wohlverdiente Verachtung, die ich ihm zeigte, Rache an mir auszuüben, indem er mich und meine Lebensweise bei der ganzen Welt verleumdete und unter anderem auch Cohen antrieb, bei meinem Oheim zu meinem eigenen Besten meine schlechte Lebensart zu schildern, um ihn anzuspornen, mich von hier zu entfernen. Da soll nun Cohen im Hause meines Oheims geäußert haben: ich sei ein Spieler, lebte müßig, müsse in schlechten Händen sein, ich hätte keinen Charakter, kurz dergleichen mehr, sei es um sich wichtig zu machen oder aus Blumpheit, die auf solche Weise zu nützen glaubte.“ Wehmütig fügte er, auf jenen

Zwiespalt mit dem Schwager hindeutend, hinzu: „Ich habe diese Tage meine Schwester verloren“. Doch diese durch Cohen geweckte üble Stimmung des einflussreichen Theims war wohl nicht dauernd. Heine, der bei Therese einen Umschwung durchzusetzen und durch schriftstellerischen Ruhm auf Salomon Eindruck zu machen hoffte, hatte, wie es scheint, im Januar 1826 einen Vertrag mit Campe über den Verlag des ersten Bandes der „Reisebilder“ abgeschlossen. Da das Buch in Hamburg gedruckt wurde, blieb er noch längere Zeit dort; im Mai erschien es. Der Eindruck auf die Familie blieb scheinbar nicht aus: enthielt doch der Band einige unzweideutige Huldigungen für Therese. In froherer Stimmung schrieb Heine damals an Barnhagen (14./5. 1826): „Glauben Sie nur nicht, daß ich so bald von hier weggehe; es gefällt mir hier ganz ausnehmend gut; es ist hier der klassische Boden meiner Liebe, alles sieht mich an wie verzaubert, viel eingeschlafenes Leben erwacht in meiner Brust, es frühlingt wieder in meinem Herzen.“ Doch auch diesmal trog ihn falsche Hoffnung: als er im Juli zum zweitenmal nach Norderney fuhr, schien das ersehnte Glück, das er durch Theresens Hand erwerben wollte, endgültig verloren zu sein. Er beabsichtigte im Winter nach Berlin zu gehen und von dort zu dauerndem Aufenthalt nach Paris. Deutschland war ihm verhaßt geworden, überall fand er Enttäuschung, Mißerfolge und Kränkungen, und am schlimmsten empfand er es, daß ihm nach wie vor seine jüdische Abkunft zum Vorwurf gemacht wurde. Das Leben, das Heine in dieser Zeit vom November 1825 bis zum Juli 1826 in Hamburg verbrachte, war still und zurückgezogen; er hatte nur Verkehr mit seinen Verwandten, mit dem Syndikus Sieveking, dem Komponisten Albert Methfessel, dem Dr. Wffing, dem Gymnasialprofessor Zimmermann und einigen anderen.

Erholungsbedürftig reiste er Mitte Juli nach Norderney, wo er zwei Damen, die er im vorigen Jahr dort kennen gelernt hatte, die Fürstin Solms und die schöne Frau aus Celle, abermals antraf; außerdem trat er in Verkehr mit dem Fürsten Kosłowski, der ein geistvoller und freimittiger russischer Diplomat war. Auf häufigen Reisen hatte er sich einen weiten Blick erworben und lenkte Heines Aufmerksamkeit insbesondere auf England. Seit dieser Zeit lebte in unserem Dichter der Wunsch, die große Nation jenseit des Kanals aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Abermals konnte Heine in Norderney den Versuchungen des Hasardspieles nicht widerstehen; doch hören wir nicht von peinlichen Verlusten wie im vorigen Jahre. Aber nicht nur dem Vergnügen war er ergeben, er war auch literarisch thätig und schrieb einen großen Teil von der zweiten und dritten Abteilung der „Nordseebilder“. Den Plan, über Holland heimzukehren, gab er auf, da ihm von einer

dort herrschenden Typhus-Epidemie berichtet wurde; und so eilte er über Bremen nach dem Hause der Eltern in Lüneburg. Hier weilte er vom September 1826 bis zum 15. Januar 1827; er führte ein stilles und fleißiges Leben; die Familie und der Freund Christiani bildeten seinen einzigen Verkehr. Noch immer trug er sich mit Hoffnungen auf Theresens Hand: war auch der Oheim abgeneigt, so blieb es doch möglich, die zweifelnde Tochter zu einem bestimmten Schritte zu bestimmen. Daher entschloß er sich zu einer Handlung, die, wenn irgend eine, seine Wünsche fördern konnte: er verfaßte eine neue Huldigungsschrift für Therese, in der er in humoristischer Form seine eigene Lebensgeschichte gab, die falschen Beschuldigungen, daß er geringe Kenntnisse besitze und unfähig sei, Geld zu verdienen, durch überaus witzige Schilderungen zurückwies, und in der er seine politischen Anschauungen, die einen besonders wichtigen Besitz seiner Seele ausmachten, in offenster Weise darlegte. Vor allem aber gab er seinem leidenschaftlichen Liebeschmerz den beredtesten Ausdruck.

Um den Druck des zweiten Bandes der „Reisebilder“, der eben jene Huldigungsschrift, das „Buch Logrand“, enthielt, persönlich zu überwachen, reiste er am 15. Januar 1827 abermals nach Hamburg. Er lebte dort äußerst still und zurückgezogen, nur mit dem Abschluß des neuen Werkes beschäftigt.

Als dieses Mitte April erschien, führte Heine die seit langer Zeit beabsichtigte Reise nach London aus. Er wollte die öffentliche und private Wirkung des Werkes in der Ferne abwarten. „Der Hauptzweck meiner Reise (schreibt er von London aus an Moser) war, Hamburg zu verlassen.“ Mit großen Erwartungen ging Heine nach England, er glaubte dort zu finden, was er in Deutschland so schmerzlich vermißte: ein großes öffentliches Leben. Kurze Zeit vor seiner Abreise hatte er noch geschrieben: „Oft, wenn ich die ‚Morning Chronicle‘ lese und in jeder Zeile das englische Volk mit seiner Nationalität erblicke, mit seinen Pferderennen, Bogen, Hahnenkämpfen, Assisen, Parlamentsdebatten zc., da nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutsches Blatt zur Hand und suche darin die Momente eines Volkslebens, und finde nichts als litterarische Fraubasereien und Theater-Gelächse.“ Das englische Leben hatte in der That in vieler Hinsicht eine außerordentliche Blüte und Entwicklung erlangt. In den Kriegen gegen die Revolution und Napoleon hatte sich England trotz mancher Niederlagen glänzend bewährt, es war Napoleons stärkster Gegner gewesen, und wenn es auch von ihm mannigfachen Schaden erlitten hatte, so war es doch niemals von ihm unterjocht worden. Der Friede von 1815 brachte England einen

großen Gebietszuwachs an Kolonien ein, und unangefochten war der reiche Kriegsrühm, den das zähe, stolze Albion jetzt für sich in Anspruch nahm. Aber in höchst ungünstiger Verfassung befanden sich die Finanzen des Staats, ja sie kamen einem Bankrott nahe. Die engherzige Toryregierung war zu wahrhaft staatsmännischen Leistungen unfähig, und ein neuer Geist drang erst durch, als George Canning (1770—1827) zu größerem Einfluß im öffentlichen Leben gelangte. Dieser, lange Zeit der Politik Pitts eifrig zugethan und unter ihm schon in bedeutender Stellung, dann seit 1807 mehrmals Mitglied des Ministeriums, entfaltete, seit er im Jahre 1822 Minister des Auswärtigen geworden war, eine höchst segensreiche Thätigkeit. Im Februar des Jahres 1827 wurde er Ministerpräsident. Er hatte seit 1822 einen erfolgreichen Kampf gegen die absolutistischen Ränke der Heiligen Allianz unternommen; er begünstigte den Aufstand der spanischen Kolonien in Südamerika, brachte das Bündnis von England, Frankreich und Rußland zu gunsten Griechenlands zu Stande (6. Juli 1827) und war so der geistige Urheber der Befreiung Griechenlands vom türkischen Joch, die freilich erst nach Cannings Tode, vor allem durch den Sieg bei Navarino (20. Oktober 1827), durchgeführt wurde. Canning bahnte außerdem die Aufhebung der britischen Korngesetze an sowie die Emanzipation der irischen Katholiken, die aber erst im April 1829 zur Ausführung kam. Er ward als der befreiende Held gegen jede Art von Unterdrückung in dem ganzen liberalen Europa bewundert und geliebt. Seine lauschte mit Begeisterung seinen eindrucksvollen Reden! Und wie Canning, der Held des Tages, sein Herz bewegte, so machten die geistvollen Parlamentsreden überhaupt auf den Sinn unseres politischen Dichters großen Eindruck. Mit Bewunderung nahm er wahr, in wie tiefe Kreise hinab die allgemeine politische Bildung in England gedrungen war. Welch ein Unterschied gegen die unfreien deutschen Zustände! Mehr als je fühlte sich Heine hier in London inmitten des großen politischen Treibens zum Apostel der freisinnigen Ideen berufen. Dazu verfehlten natürlich auch die geschichtlich bedeutungsvollen Stätten in London nicht ihren Eindruck auf das Gemüt des Dichters: der Tower weckte ihm mannigfaltige Erinnerungen aus der blutigen englischen Geschichte, und wenn er die Westminster-Abtei betrat, so mußte er sich sagen, daß mit dieser historisch bedeutungsvollen Stätte sich nichts auf dem ganzen Erdball vergleichen ließe. Dazu kam das gewaltige Treiben der Weltstadt; die Hast des großartigen Verkehrs und das hochentwickelte Maschinenwesen mußte ihn in Erstaunen setzen. Nur in religiöser und ästhetischer Hinsicht gefielen ihm Land und Leute sehr wenig. „Wenn man mit dem dümmsten Engländer über Politik spricht, so wird er doch

immer etwas Vernünftiges zu sagen wissen; sobald man aber das Gespräch auf Religion lenkt, wird der gescheiteste Engländer nichts als Dummheiten zu Tage fördern.“ Mit diesen Worten zeigt Heine, wie wenig ihm das äußerliche und beschränkte religiöse Leben jenseit des Kanals, insbesondere auch die trübsinnige Sonntagsfeier, behagte. Und ebenso war die ästhetische Seite des englischen Lebens ihm wenig erfreulich. Freilich traten ihm überall die Erinnerungen an Shakespeare im Tower, in der Westminster-Abtei, in der Stephans-Hall entgegen; und wie das Zeitalter der Elisabeth den größten englischen Dichter hervorgebracht hatte, so besaß auch das damalige Britannien ein bahnbrechendes Erzählertalent in Walter Scott. Doch das hinderte den Dichter nicht, die graue Alltäglichkeit des hastig geschäftigen englischen Lebens scharf zu erkennen. Die eckigen Manieren der Engländer, ihre maschinenartig regelmäßige Lebensweise, die einförmige Konversation, vor allem ihre langweiligen Toaste, ihre würzlose Küche und ihr überall wahrnehmbarer plumper Egoismus waren ihm im hohen Grade verdrießlich. Und über dieser hastig geistlosen Krümerwelt lag ein trüber, nebeliger Himmel, der durch den dicken Kohlendampf noch dunkler und ungemütlicher wurde. In späteren Jahren hat Heine, beeinflusst durch die französischen Vorurteile, die Schattenseiten des englischen Lebens noch stärker betont. Aber jetzt und später war er nicht unempfindlich für die Vorzüge des schönen Geschlechts in England, die er mit Begeisterung als ein Sachverständiger rühmte. Von London machte Heine einen 14tägigen Ausflug nach Ramsgate, wo er ein überaus frohes und angeregtes Leben in dem großen und vornehmen Bade führte. Den Rückweg nach Deutschland nahm er über Holland, wo er seine Studien für den „Schnabelewopski“ gemacht zu haben scheint; hierauf fuhr er nach Norderney, wo er trotz seiner Angriffe auf die dort tonangebenden hannöverschen Junker (im 2. Bande der „Reisebilder“) 14 Tage unangefochten verbrachte; dann ging er nach dem einfachen ursprünglichen Nordseebad Wangeroge und traf Ende September wieder in Hamburg ein. — Noch verdient erwähnt zu werden, auf welche Weise sich Heine das Geld zu der Reise nach London, Holland und den deutschen Seebädern verschaffte. Er hatte zunächst über das Honorar, welches ihm der zweite Band der „Reisebilder“ eingebracht hatte, zu verfügen; außerdem aber hatte der Oheim Salomon ihm lediglich zur Repräsentation und etwa für den Notfall einen Kreditbrief auf Rothschild ausgestellt im Betrage von 400 Pfd. Sterl. Heine hatte, als er nun nach London kam, nichts Eiligeres zu thun, als diese bedeutende Summe sofort zu erheben; hierauf machte er dem Herrn von Rothschild seinen Besuch, der den Neffen Salomon Heines aufs liebens-

würdigste empfang und bald zu Tisch lud. Im Besitze der überaus reichen Mittel führte Heine in London ein Leben als grand Seigneur; er gestand später, daß er durch Unglück und Dummheit während der Reise etwa 300 Guineen, d. h. eine Summe von mehr als 6300 Mk., verbraucht hätte. Trotz solcher unerhört großen Ausgaben war Heine durch diese unfreiwillige Zuwendung des Oheims im Stande, seinem Freunde Barnhagen 800 Thaler zur Aufbewahrung für den Notfall zu übersenden.

In Hamburg, wo Heine Ende September eintraf, verbrachte er etwa vier Wochen. Es hat den Anschein, daß er um diese Zeit Theresens Herz für sich gewonnen hatte, derart, daß er glaubte, sie würde nun die Schwierigkeiten, die ihrer Verbindung noch im Wege standen, überwinden. Heine sah damals zum ersten Male auch Amalie, seine Jugendliebte, wieder, am 19. Oktober 1827. Natürlich mußte ihm diese Begegnung schmerzliche Erinnerungen erwecken, über die ihn aber erneute Hoffnung auf Theresens Hand leichter hinweggesetzt haben dürften. Freilich glaubte die Welt, sein Herz sei ganz anderweitig beschäftigt: er hatte nämlich einer jungen, anmutigen Schauspielerin, Therese Pesche, die er als Julia, Cordelia und als Estrella im „Stern von Sevilla“ bewundert hatte, manche Aufmerksamkeit erwiesen. Hamburger Klatsch hauchte diesen Anteil des Dichters für die junge Schöne zu einer regelrechten Liebeshaft auf, was ihm bei seinen Hoffnungen auf Therese Heine doppelt unlieb sein mußte. Er schrieb daher an Merkel: „Der Stern von Sevilla hätte leicht mein Unstern werden können“ (7. November 1827). Heine war in Hamburg mit dem Druck des „Buchs der Lieder“ beschäftigt, welches indessen nur eine Zusammenstellung früher bereits veröffentlichter Gedicht-Cyklen enthielt. Campe zahlte dem Dichter für die erste und alle folgenden Auflagen die Gesamtsumme von 50 Louisdor, ein schlechthin erbärmliches Honorar, das uns recht deutlich zeigt, wie wenig Heine seinem geliebten Verleger in geschäftlichen Dingen gewachsen war.

Schon von Norderney aus hatte Heine mit Cotta Beziehungen angeknüpft, und jetzt, Ende Oktober 1827, folgte er gerne einem Rufe des genialen Mannes nach München, wo Heine mit dem Dr. Lindner zusammen die Redaktion der „Neuen Allgemeinen Politischen Annalen“ übernehmen sollte. Zunächst reiste er für kurze Zeit nach Lüneburg zu den Eltern, fuhr hierauf über Göttingen, wo er Satorius besuchte, nach Kassel, machte daselbst die Bekanntschaft von Jakob und Wilhelm Grimm, deren jüngerer Bruder Ludwig eine etwas theatralische, aber gelungene Zeichnung des Dichters entwarf, und reiste von hier nach Frankfurt, wo er mehrere Tage im Verkehr mit Ludwig Börne verbrachte. Beide kamen damals trefflich miteinander aus, obwohl sich auch schon die Gegensätze

ihrer Naturen geltend machten¹. In Heidelberg besuchte Heine seinen Bruder May, mit dem er einen Ausflug nach dem Wartberg bei Weinsberg, in der Nähe von Heilbronn, machte. Hier trat ein württembergischer Polizeimann auf Heine zu, fragte ihn, ob er der Verfasser der „Reisebilder“ sei, und als der Dichter dies bejahte, verhaftete er ihn und befahl ihm, das württembergische Gebiet schleunigst zu verlassen. In Heidelberg machte Heine auch die Bekanntschaft des jungen Detmold, mit dem er bis zu seinem Lebensende in freundschaftlichen Beziehungen blieb (vgl. Bb. IV, S. 521). Heine besuchte auf der Durchreise durch Stuttgart bald darauf dann auch den Herausgeber des Literaturblattes, Wolfgang Menzel, mit dem er mehrere Jahre lang auf gutem Fuße lebte, bis 1835 der jähe Bruch ihres bis dahin ziemlich freundschaftlichen Verhältnisses erfolgte. Ende November traf Heine in München ein.

Er trat hier in gewisser Hinsicht einer neuen Welt gegenüber, die ihm mannigfaltige Aussichten eröffnete. König Ludwig I. hatte erst vor zwei Jahren, am 13. Oktober 1825, die Herrschaft angetreten. Er war ein feinsinniger, liberaler Fürst. Hatte er auch als Jüngling mit Auszeichnung auf der Seite Napoleons gekämpft; hatte er auch den 30,000 Bayern, die im russischen Feldzuge geblieben waren, den seltsamen Spruch gewidmet: „Auch sie starben für des Vaterlands Befreiung“, so war er dennoch ein echt deutscher oder, mit ihm zu reden, „deutscher“ Mann, ja er war sogar von dem überspannten Nationalgefühl der burschenschaftlichen Kreise erfüllt. Seine liberale Gesinnung zeigte sich bald nach seinem Regierungsantritt durch die Beseitigung mancher veralteten Mißstände. Die Zensur wurde in Bayern fast ganz aufgehoben, und ausgesprochen freisinnigen Männern räumte der König einflußreiche Ämter ein. Durch die sparsame Finanzverwaltung, die er sich angelegen sein ließ, ward es ihm möglich, manche Verbesserung durchzuführen. Er stattete die laut dem Konkordat von 1817 wieder ins Leben gerufenen Klöster neu aus und verlegte im Jahre 1826 die Universität von Landsshut nach München, berief die ersten Kräfte hierher und war aufs eifrigste bedacht, die Einrichtungen der Hochschule durch reiche Mittel zu den besten in Deutschland zu erheben. Aber sein Hauptaugenmerk war auf die Förderung der Kunst gerichtet; das moderne München ist im wesentlichen sein Werk. Er berief Cornelius und Klenze, und ihnen folgten bald zahlreiche lernbegierige Schüler. Die Stadt hatte damals im Gegensatz zu Berlin noch keineswegs einen regelmäßigen und abgezielten Charakter, sondern sie zeigte vielmehr deutlich die Spuren der allmählichen geschichtlichen Ent-

¹ Vgl. die ausführliche Schilderung Bb. VII, S. 18—41.

wickelung. Viele Prachtbauten, die jetzt die Stadt zieren, waren damals zum Teil noch gar nicht geplant, zum Teil noch nicht vollendet. Zu den letztern gehörten die Alte Pinakothek, der Königsbau, die Glyptothek.

Hier in München machte Heine einen Versuch, sich mit den herrschenden Gewalten auszuöhnen. Da er einer freisinnigen Regierung gegenüberstand, so hielt er es für erlaubt, seine eigenen radikalen politischen Anschauungen herabzustimmen und zu mildern. Seine Aufsätze in den „Politischen Annalen“ waren zahmer als manches früher Geschriebene; er hoffte die Aufmerksamkeit des Königs zu erregen, der in der That das Cottasche Blatt mit Anteil las. Vor allem aber hoffte Heine seit dem Frühjahr 1828 in München eine Professur der Literaturgeschichte zu erlangen. Er meinte, daß Ludwig I., der so manche liberale Männer angestellt hatte, auch an Heines politischer Thätigkeit keinen Anstoß nehmen werde, und bat daher den Baron von Cotta, dem König die „Reisebilder“ und das „Buch der Lieder“ zu überreichen. „Es käme mir auch sehr zu gute“, schreibt er dem befreundeten Verleger, „wenn Sie ihm andeuten wollten, der Verfasser selbst sei viel milder, besser und vielleicht auch jetzt ganz anders als seine früheren Werke. Ich denke, der König ist weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen und nicht nach dem etwa guten oder schlimmen Gebrauch, der etwa schon davon gemacht worden.“ Insbesondere wirkte der mit Heine befreundete Dichter und Minister von Schenk für die Anstellung. Es ist nicht zu leugnen, daß Heine, um zu einem Amte zu gelangen, seine politischen Grundsätze leichter nahm als sonst, daß er sich geradezu anstaltete, eine Veröhnung mit den herrschenden Gewalten anzubahnen. Insbesondere ist sein Verkehr mit Wit von Döring bedenklich. Dieser charakterlose Abenteuerer, der in dem Rufe eines agent provocateur stand, hatte damals eine Schrift zu Gunsten des Diamantenherzogs von Braunschweig geschrieben, und Heine stellte die „Politischen Annalen“ dem Wit zu weiterem Wirken für den Herzog zur Verfügung. Dafür aber bat er, daß Wit sich bemühen möge, Heine einen braunschweigischen Orden zu verschaffen. Man muß gestehen, daß eine derartige Schwenkung einen Flecken auf Heines politischer Gesinnung zurückläßt.

Die Stellung Heines als Redakteur der „Politischen Annalen“ war in vieler Hinsicht für ihn angenehm und befriedigend, vor allem mußte es ihm von Wert sein, mit einem Verleger zu thun zu haben, der gleichmäßig durch die Gaben des Geistes wie des Herzens in hohem Grade ausgezeichnet war. Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf (1764 bis 1832) hatte, nachdem er Theologie und Jurisprudenz studiert hatte und auch kurze Zeit als Anwalt in Tübingen thätig gewesen war, die

alte, etwas verrottete Cottasche Buchhandlung übernommen und durch Fleiß und Genie bald zu der ersten in Deutschland erhoben. Auch als Politiker trat er hervor, und zwar als mutiger, aber ruhig-einsichtiger Bekenner der liberalen Anschauungen. Seit 1811 den württembergischen Landständen angehörig, 1815 mit Vertuch als Vertreter der deutschen Buchhändler auf dem Wiener Kongreß thätig, dann lange Zeit als Abgeordneter und Vizepräsident der württembergischen Zweiten Kammer mannigfaltig bewährt, hatte er immer in freisinnig aufgeklärter Weise die praktische Förderung des Bürgerwohles im Auge behalten. Bemerkenswert ist, daß er sich als einer der ersten für die bürgerliche Gleichstellung der Juden aussprach. Aus seiner praktisch-geschäftlichen Thätigkeit mag kurz angeführt werden, daß er 1824 in Augsburg die erste Dampfschnellpresse einführte, daß er 1825 auf dem Bodensee die Dampfschiffahrt eröffnete und im nächsten Jahre auch die Dampfschiffahrt auf dem Rhein mit den betreffenden Regierungen regelte. Von den Zeitschriften und Zeitungen, die er ins Leben rief, erwähnen wir die von Schiller herausgegebenen „Horen“, die „Allgemeine Zeitung“, das „Morgenblatt“ mit den sich daran anschließenden Beilagen: „Das Kunstblatt“ und „Das Litteraturblatt“, dann das „Polytechnische Journal“, das „Ausland“ und das „Inland“. Vor allem ist er aber als Verleger Goethes, Schillers und anderer hervorragender Dichter bekannt geworden. Seit 1827 hatte er auch in München eine litterarisch-artistische Anstalt gegründet, und ebenstierher berief er Heine, um ihm die Redaktion der „Annalen“ zu übertragen. Die Verpflichtungen, die er ihm auferlegte, waren gering; das Honorar, das er ihm für die verhältnismäßig leichte Arbeit zahlte, sehr anständig: er gab ihm für die sechs Monate vom 1. Januar bis 1. Juli 1828, für welche allein Heine sich verbinden wollte, 100 Karolin, d. h. also ungefähr 2000 Mark. Heine hätte unbedingt solche Beziehungen zu einem so freigebigen, unternehmenden und edlen Manne pflegen und immer enger knüpfen müssen, statt sie nach kurzer Zeit wieder zu lösen. — Von den Personen, mit denen Heine in München verkehrte, nennen wir noch den Minister Schenk, den Baron von Tutschek, Michael Beer u. a. Vor allem pflegte er Umgang mit den jungen Malern, den Schülern des Cornelius, unter denen Theophil Cassen, sein Hausgenosse, besonders erwähnt werden mag. Auch Cornelius selbst dürfte er begegnet sein: er bewahrte dauernd ein vollkommenes Verständnis für die Größe dieses Mannes, wenn er auch die wenig lebensfrohe Richtung seiner Kunst nicht eben billigte.

Heine hatte während seines Aufenthalts in München sehr viel unter dem Klima zu leiden, durch das er gleich anfangs in eine Krankheit ver-

fiel, die ihm ernste Besorgnisse einflößte. Aber schlimmer als dies war eine neue Enttäuschung, die er hier in der bayrischen Hauptstadt erfuhr, und die er sicher zu den schwersten seines Lebens gerechnet hat. Im Februar erhielt er die Nachricht, daß Therese Heine, auf deren Liebe er sich erneute Hoffnungen gemacht hatte, einem anderen, dem Dr. Halle in Hamburg, ihre Hand versprochen hätte. Er war aufs tiefste erschüttert. Seinem Freunde Barnhagen schrieb er: „Nach Hamburg werde ich nie in diesem Leben zurückkehren; es sind mir dort Dinge von der äußersten Bitterkeit passiert, sie wären auch nicht zu ertragen gewesen ohne den Umstand, daß nur ich sie weiß.“ Aber so sehr Heine durch diesen Schlag niedergeschmettert war, er suchte den Lebensmut aufrecht zu halten! Und aufs neue in die Fluten des geselligen Lebens hinabtauchend, begegnete er einer jungen Schönen, die abermals seinem Herzen einen wenn auch nur vorübergehenden Anteil abgewann. Es war eine Gräfin Bothmer, die Schwägerin des Barons Tutches, die sein liebebedürftiges Herz durch ihr feinsinniges Wesen tröstete und entzückte. Doch scheint er nie ernstlich auf den Besitz ihrer Hand gehofft und gerechnet zu haben.

Als Heine Mitte Juli 1828 München verließ, erwartete er eine baldige Bestätigung der Professur von seiten des Königs. Aber während solche Erwartungen sich nicht erfüllten, sollten drohende Wetter, die sich am Horizonte zusammenzogen, bald über seinem Haupte zum Ausbruch kommen. Die Pfaffenpartei hatte natürlich mit scheelem Blick den liberalen Verfasser der „Reisebilder“ in München eine einflußreiche Stellung einnehmen sehen, und sie bemühte sich, mannigfache Ränke gegen ihn anzuspinnen. Ferner bereitete sich damals bereits der Graf Platen zu den Angriffen vor, die er bald darauf in dem „Romantischen Ödipus“ gegen Heine veröffentlichte. Dieser erfuhr davon, als er seinem Freunde Koltz in München lebemohl sagte.

Mitte Juli verließ Heine die Stadt an der Isar und brach nach Italien auf, wo er bis Ende November verweilte. Sein Weg führte ihn über Innsbruck, Trient, Verona, Mailand, das Schlachtfeld von Marengo, nach Genua und von dort über Livorno nach den Bädern von Lucca¹. Es war eine glückliche Zeit, die Heine in Italien verbrachte, insbesondere in Lucca fand er in der herrlichen Natur und in romantischem Liebesleben reiche Erquickung seines glückverlangenden Herzens. Er schrieb damals bereits an der „Reise von München nach Genua“. Auf der Rückreise verweilte er mehrere Wochen in Florenz, wo er indessen vergeblich auf ein Schreiben des Ministers von Schenk wartete, welches

¹ Genaueres über die Reise haben wir bereits Bd. III, S. 197 ff. erzählt.

ihm die Nachricht, daß der König Heines Professur billige, bringen sollte. Beunruhigt schrieb daher Heine an den befreundeten Minister und Dichter, und auch an den Baron Tutschek wandte er sich mit der Bitte, sich dieser Angelegenheit anzunehmen. Aber vergeblich wartete er in dem schönen Florenz, dessen Kunstschätze er wegen der Unruhe, die ihn beherrschte, nicht vollkommen genießen konnte, auf Antwort. Dazu kam, daß ihn eine krankhafte Sehnsucht nach seinem Vater besiel, und diese sowohl wie die Sorge wegen der Professur trieben ihn plötzlich über die Alpen zurück der Heimat entgegen. In Würzburg erhielt Heine die Nachricht, daß sein geliebter Vater am 2. Dezember 1828 gestorben sei. Tief erschüttert über diese Trauerbotschaft, eilte er nach Hamburg, um die niedergebeugte Mutter zu trösten. Nach einer Zeit jubelnden Liebesglückes, reichen Naturgenusses und froher Hoffnungen auf eine ehrenvolle Staatsanstellung ereilte ihn jetzt ein schwerer Schicksalsschlag nach dem andern. Er verlor in dem Vater den Menschen, den er von allen auf dieser Welt am meisten geliebt hatte; er erfuhr, daß der König von Bayern zu Heines Anstellung seine Einwilligung nicht erteilt hatte; er mußte nach Hamburg zurückkehren, wo er die schlimmsten Kränkungen von Nahe- und Fernestehenden erlitten hatte. Wir können begreifen, daß er es nicht über sich vermochte, hier lange zu verweilen.

Zu Anfang des Jahres 1829 siedelte Heine nach Berlin über, wo er in stiller Zurückgezogenheit kummervolle Wochen verbrachte. Das einzige, was ihn in seiner gedrückten Lage aufrecht erhielt, war das stolze Bewußtsein seiner Kraft als Schriftsteller und der Ruhm, der ihm willig von dem ganzen gebildeten Deutschland zugestanden wurde. In Berlin verkehrte er mit den alten Freunden. Aber ein Zeichen für seine reizbare, trübe Stimmung in jener Zeit ist es, daß er selbst mit der innigverehrten Naheh sich damals wegen einer abfälligen Bemerkung, die sie über sein anspruchvolles Wesen gemacht hatte, entzweite. Doch nicht lange währte diese Trennung zweier Menschen, die sich gegenseitig aufrichtig achteten und verehrten. Bei Barnhagens lernte Heine jetzt Achim von Arnim und seine Gemahlin Bettina kennen; auch verkehrte er im Mendelssohn'schen Hause, wo er dem 20jährigen Sohne Felix begegnete, dessen musikalische Talente bereits damals das größte Aufsehen erregten. Auch trat Heine dem 21jährigen Franz Rugler näher, der am 6. April 1829 eine gelungene Federzeichnung von ihm entwarf. Er hatte ferner im Februar die Freude, den edlen Baron Cotta in Berlin zu begrüßen; aber eben hier lernte er auch das neueste Werk des Grafen Platen, den „Romantischen Odipus“, kennen, in welchem sich in der That alle die niedrigen Ausfälle fanden, von denen Heine schon durch seinen Freund Kolb

in München Mitteilung gemacht worden war. Man kann sich denken, daß unser Dichter gerade in dieser Zeit der tiefsten Mißstimmung durch die unedlen Angriffe Platens in heftigste Aufregung geriet.

Mitte April zog sich Heine nach Potsdam zurück, wo er in stiller Zurückgezogenheit am dritten Bande der „Reisebilder“ arbeitete. Am 7. Juni konnte er die zweite Hälfte der „Reise von München nach Genua“ dem Baron Cotta fürs „Morgenblatt“ (mit dem Verlangen unverkürzten Abdruckes) zusenden. In Potsdam weilte er mehrere Tage in Gesellschaft des Schriftstellers Heinrich Stieglitz und seiner jungen Gattin Charlotte, die einige Jahre später so tragisch endete. Das junge Paar machte schon damals einen krankhaft erregten Eindruck. Beide litten darunter, daß der Gatte noch keine Leistungen aufzuweisen hatte, die allgemeine Anerkennung finden konnten. Im Jahre 1834 hatte sich dieses Schriftstellerehepaar der beiden in so hohem Grade bemächtigt, daß die Gattin meinte, durch einen Gewaltschritt die schriftstellerische Thätigkeit ihres Mannes fördern zu sollen; da sie hoffte, daß ein großer Schmerz ihm neue dichterische Anregung geben würde, nahm sie sich selbst am 29. Dezember 1834 durch einen Dolchstoß das Leben. Das gewaltsame Mittel blieb freilich ohne Erfolg. — Im August und September weilte Heine wiederum im Seebade, diesmal auf Helgoland, wo er in den Fahrten um die Insel bei bewegter See ein besonders reizvolles Vergnügen fand. Seinen Hauptverkehr bildete ein Herr Vogt, der wie Heine von schmerzem Schmerz niedergedrückt war; tiefer Liebeskummer raubte ihm alle Freude des Lebens und veranlaßte ihn schließlich, durch einen Pistolenschuß aller Not ein Ende zu machen.

Am 30. September 1829 traf Heine zu längerem Aufenthalt wiederum in Hamburg ein. Anfangs wohnte er allein, später zog er zu der Mutter auf den Neuen Wall. Vor allem um ihretwillen dürfte er sich entschlossen haben, das „verdammte“ Hamburg, wie er sich ausdrückte, wiederzusehen, hatte er doch im Februar 1828 noch geäußert: „Nach Hamburg werde ich nie in diesem Leben zurückkehren.“ Hier besorgte er zunächst den Druck des dritten Bandes der „Reisebilder“, welcher im Dezember des Jahres 1829 erschien. Nach dem Erscheinen dieser Schrift, die so manche radikale politische Stelle enthielt, schien es ihm ohnehin nicht ratsam, nach Berlin zurückzukehren. Das Buch hatte für Heine eine vorwiegend ungünstige Wirkung, fast alle Welt war empört über die harte, ja geradezu gemeine Behandlung des Grafen Platen; die Juden waren nicht weniger aufgebracht über die Zerrbilder, die er von ihresgleichen im Gumpelino und Hirsch Hyacinth entworfen hatte; daher hielten sie sich meist von Heine zurück, der aber in anderem Verkehr reichliche Entschädigung fand. Seit

dem Februar 1830 sah er häufiger den jungdeutschen Schriftsteller Ludolf Wienbarg, ferner August Ewald, dann den satirischen Gymnasialprofessor Zimmermann, den alten gewekten Freund Friedrich Merkel, den Dr. Wffing, den etwas langsamen biederen Musiker Albert Methfessel, den Dr. Kunkel, der Redakteur des „Hamburgischen Korrespondenten“ war, ferner den freisinnigen Baron von Maltiz, der in Hamburg den „Norddeutschen Kurier“ herausgab, nachdem er im Jahre 1828 aus Berlin wegen seiner Sympathien für Polen ausgewiesen worden war. Er war ein etwas seltsamer Bramarbas, zu dessen liberaler Gesinnung der ausgesprochene Adelsstolz in eigentümlichem Gegensatz stand. Auch der taube Maler Peter Lyser, der die bekannten Bilder zu der Geschichte vom Hasen und Swinegel geschaffen hat, gehörte zu denen, mit welchen Heine häufig zusammentraf. Lyser entwarf auch ein Porträt des Dichters, welches ihn in Gesellschaft der Bergmannstöchter zeigt, von der die Vergißmille in der „Harzreise“ so lieblich berichtet. Heine hat dem genialen tauben Maler in den „Florentinischen Nächten“ ein ehrenvolles Denkmal gesetzt. Auch der Schriftsteller Theodor von Kobbe begegnete hier unserem Dichter, der ihm für die „Wejernymphe“ und später auch für die „Humoristischen Blätter“ poetische Beiträge spendete. Am meisten aber fesselte ihn der unvergleichliche Paganini, der damals in Hamburg auftrat und wie überall so auch hier ein außerordentliches Aufsehen erregte. Die Art, wie Heine in den „Florentinischen Nächten“ Paganinis Spiel charakterisiert hat, gehört zu dem Genialsten, was seiner Feder entfloffen ist. Eine andere Person, die Heine wiederholt sah, mag hier flüchtig erwähnt werden: der Gastwirt Marx, der Besitzer der Wirtschaft „Zum König von England“ (vgl. Bd. III, S. 177, und Bd. IV, S. 100). Auch die schöne keusche Marianne in Einsbüttel war für Heine wie für viele andere ein Gegenstand verehrungsvollen Anteils (vgl. Bd. IV, S. 99). Doch auch in einem wüsten Vergnügungsleben erging sich der Dichter längere Zeit, vor allem wohl, um mancherlei Druck und Schmerz seiner Seele zu übertäuben. So zeigte er sich häufig auf den Bühnen der berühmtesten Lokale von Peter Ahrens und Dorgerloh. — Im Februar 1830 erkrankte unser Dichter an einem heftigen Bluthusten, und er hielt es daher für geraten, sich in die stille Einsamkeit zurückzuziehen. Am 26. März siedelte er nach Wandśbed über, wo er drei Monate blieb, nach den tollen Vergnügungen in einsamen, ernsten Studien sich wieder aufrichtend und stärkend. Namentlich las er hier die Revolutionsgeschichte des Thiers und vertiefte sich in die Geheimnisse der Bibel, mit denen er sich stets ganz besonders vertraut erwiesen hat. Eine angenehme Unterbrechung seiner Wandśbeder Einsamkeit bot ihm der Besuch des

Barons Luthef, der mit seiner Frau und der geliebten Schwägerin bei Heine vorsprach.

Ende Juni reiste er zum zweiten Male nach dem roten Felsen von Helgoland. Hier ereilte ihn in den ersten Tagen des August die Nachricht von der Julirevolution, die ihn in unbeschreibliche Aufregung versetzte: der Tag der Freiheit schien ihm angebrochen zu sein. Der alte Gedanke, nach Paris zu ziehen, wurde aufs neue in ihm wach. In Deutschland freilich fand die Revolution nur geringen Widerhall; kleine Tumulte waren hier und dort wahrgenommen worden; aber von einer allgemeinen Erhebung, auf welche die Radikalen gerechnet hatten, war nichts zu verspüren. Bald nachdem Heine Ende August nach Hamburg zurückgekehrt war, mußte er vielmehr Zeuge und Mitleidender eines Auftrittes sein, der keineswegs von liberalem Geist eingegeben war. Es erhob sich nämlich ein nicht unbedeutender Krawall gegen die Juden, der sich in Beschimpfungen, Steinwürfen und auch in thätlichen Angriffen äußerte; selbst das Haus Salomon Heines auf dem Jungfernstieg war nur mit Mühe und Not den Steinwürfen des Janhagels entgangen. Schnell aber bot die Hamburger Obrigkeit militärischen Schutz auf und brachte die aufgeregten Massen wieder zur Ruhe. Im Sommer und Herbst 1830 arbeitete Heine eifrig an der Vollendung des vierten Bandes der „Reisebilder“, der zunächst unter dem Titel „Nachträge zu den Reisebildern“ erschien. Manches darin, namentlich die „Englischen Fragmente“ bis auf das Schlußkapitel, waren alt, der größte Teil der „Stadt Lucca“ aber war erst jetzt unter dem Eindruck der Julirevolution geschrieben worden; im selben Geiste, nur noch schärfer gefaßt, schrieb Heine im März 1831 das Vorwort zu „Kahldorf über den Adel“. — Das Verhältnis zu dem Oheim Salomon war auch in dieser Zeit wie gewöhnlich abwechselnd, bald gut, bald schlecht. Im Jahre 1829 hatte der Millionär seinem Neffen „Holland und Brabant“ versprochen, aber Ende 1830 hatte es wieder einmal unfreundliche Auseinandersetzungen zwischen den beiden hartköpfigen Männern gegeben. Daher plante Heine aufs neue, sich unabhängig zu machen von der Unterstützung des Oheims; er schrieb an Varnhagen, ob nicht doch trotz aller Bedenken seine Anstellung in Preußen oder in Stereereich möglich sei, er würde in solchem Fall auch seinerseits zu einem Entgegenkommen bereit sein. Der kluge Varnhagen mochte wohl bei solchen Worten des Dichters den Kopf schütteln; er riet ihm zunächst dringlichst, sich mit seinem Oheim wieder zu versöhnen. Dies geschah denn auch, aber Heines Hauptstreben blieb doch darauf gerichtet, sich selbst ein sicheres Auskommen zu verschaffen; noch einmal, im Januar 1831, machte er den Versuch, zu einer Anstellung zu gelangen. Der Platz eines Hamburger

Natssyndikus war frei geworden, abermals suchte Heine durch Barnhagens Vermittelung für dieses Amt befürwortet zu werden, aber er mochte sich selbst wohl sagen, daß er sehr geringe Aussicht auf Erfolg habe; und als ihm dies durch die Entscheidung der Hamburger Regierung vollends klar geworden war, entschloß er sich, den alten Plan, nach Frankreich überzusiedeln, nun thatsächlich ins Werk zu setzen; er sagte im Mai des Jahres 1831 dem Vaterlande lebewohl. Acht Tage verweilte er noch in Frankfurt a. M., wo er durch die Aufmerksamkeit, welche ihm die liberalen Stimmführer erwiesen, nicht wenig geschmeichelt war. Über Heidelberg und Karlsruhe zog er dann weiter nach der neuen Hauptstadt der Freiheit, nach Paris, wo er Ende des Monats Mai eingetroffen zu sein scheint.

Werfen wir einen Blick auf die Gesamtheit dieses wichtigen Lebensabschnittes zurück, so erkennen wir, es war für Heine eine Zeit mannigfaltigen Unglücks und schwerer Enttäuschung; zunächst erfuhr er zum zweitenmal die bittersten Schmerzen unglücklicher Liebe; freilich hat es den Anschein, daß Therese Heines Herz dem Dichter mehr als ihrem Gatten gehört hat, manche Stellen seiner Werke lassen vermuten, daß sie, zartfühlend und mitleidig, wie sie war, dem Better Harvy keinen Zweifel gelassen habe, daß sie auch nach ihrer Vermählung ihn liebe. Zu dem Liebeschmerz kamen die fortgesetzten Enttäuschungen hinsichtlich einer Anstellung, sei es in Preußen, Bayern, Oesterreich oder Hamburg. Heine hatte sich an der Berliner Hochschule habilitieren wollen, er hatte in Hamburg sich als Anwalt niederlassen wollen, er hatte auf eine Professur in München gehofft, auf ein Syndikat in Hamburg — alle Aussichten zerfielen sich wieder, und auch die annehmbare Stellung bei Cotta verzerrte er in unverantwortlicher Weise. Hierzu kam, daß er während dieser Zeit ebenso wie zuvor unaufhörlich von Krankheit niedergedrückt wurde; und nicht zum geringsten fühlte er unter allen seinen Leiden die Verfolgung, die er als Jude von den eingebornen Deutschen zu erfahren hatte und wiederum als getaufter Jude von den Stammesgenossen; die Gewissensbisse über die aus unlauteren Beweggründen angenommene Taufe quälten ihn ebenfalls nicht wenig. So schied denn Heine, als er Deutschland verließ, von einer Welt der Leiden; und was er erwartete, erfüllte sich thatsächlich — in Paris blieb er frei von den zahlreichen Bedrückungen und Nöten, die ihn in der Heimat aufgeregt und niedergedrückt hatten. Aber wer all seine bezüglichlichen Äußerungen kennen gelernt hat, weiß dennoch, daß Deutschland, das Land seiner Schmerzen, immer, trotz aller Schmähungen, die er gegen dasselbe ausstieß, das Land seiner Liebe blieb.

Die Werke dieses Zeitraums sind: die letzten Abteilungen des „Buches der Lieder“, nämlich „Die Heimkehr“, die Lieder der „Harzreise“ und die „Nordseebilder“; ferner aus den „Neuen Gedichten“ der „Neue Frühling“; sodann von Prosawerken die vier Bände der „Reisebilder“ und der „Kabbu von Bacherach“. Die Lieder der „Heimkehr“ zeigen uns mannigfache Abweichungen gegenüber denen des „Lyrischen Intermezzo“ und mannigfache Erweiterungen von Heines lyrischem Talent. Nicht ausschließlich wie in dem „Lyrischen Intermezzo“ bilden hier die Schmerzen der Liebe den Gegenstand der Gedichte, sondern vielmehr Gefühle und Anschauungen der verschiedensten Art. Aber auch die Grundauffassung, die lyrische Weltanschauung des Dichters, zeigt einige deutliche Veränderungen. Im „Lyrischen Intermezzo“ fanden wir, abgesehen von der Wahrheit und Kraft der Gefühle, neben der zartesten Innigkeit den aufgeregtesten Haß gegen die Geliebte ausgebrückt. Heine suchte ferner, um dem Vorwurf einer gewissen sentimentalischen Überchwenglichkeit zu entgehen, in diese Gedichte Lieder der niedren Minne einzufügen. In der „Heimkehr“ ist nun zunächst das Frühere, die Innigkeit, der Haß und die niedere Minne, beibehalten, aber manche neue hervorstechende Elemente von Heines Lyrik kommen hier zum erstenmal zum Vorschein. Die zarte Innigkeit erkennen wir z. B. in dem Liede von der einsamen Thräne (Nr. 27), in dem Liede „Sie liebten sich beide, doch keiner wollt es dem andern gestehn“ (Nr. 33), in dem Gedicht an die Schwester Charlotte (Nr. 38), in dem Gedicht von der verarmten Geliebten (Nr. 41), in dem unvergleichlich schönen Liede „Du bist wie eine Blume“ (Nr. 47), ferner in dem Liede „Wenn ich auf dem Lager liege“ (Nr. 49), oder in dem lieblichen Gedichte „Mädchen mit dem roten Mündchen“ (Nr. 50), in dem Gedichte „Saphire sind die Augen dein“ (Nr. 56), „Daß ich noch einmal könnte lieben“ (Nr. 59), in dem Gedichte von der Elfe (Nr. 85), vom Monde (Nr. 86) und endlich in dem stimmungsvollen tiefschmerzlichen Liede „Der Tod das ist die kühle Nacht“. Der Haß, den wir als ein zweites bezeichnendes Merkmal der Lieder des „Lyrischen Intermezzo“ erkennen, findet sich in den auf Amalie bezüglichen Liedern der Heimkehr ebenfalls wieder. So sind Schlangen hervorgekrochen in den Hallen, wo sie ihm einst Treue versprochen hat (Nr. 19), er will die Geliebte als Gespenst ins Grab holen (Nr. 21/22); die sarkastische Schärfe zeigt sich in der fünften Strophe des Gedichts „Als ich auf der Reise zufällig Der Liebsten Familie fand“ (Nr. 6). Und um nicht als ein sentimental platonischer Schwärmer zu erscheinen, hat er hier abermals eine ganze Reihe von Liedern der niederen Minne eingeflochten, zartere über das Fischermädchen (Nr. 8, 9, 12), frechere über

Heimkehr: Innigkeit, Haß, niedere Minne, Selbstgefühl, Weltjchmerz.

die drei Fräulein auf dem Schlosse (Nr. 15) und eine ganze Abteilung von Liebern der niederen Minne bietet der Dichter gegen Ende seines Cyklus (Nr. 68—80, 82, 83); in einem Gedichte wendet er sich ausdrücklich gegen die geistige Verstiegtheit in der Liebe („Doch die Kastriaten klagten“, Nr. 79).

Die unglückliche Liebe, das früher so mannigfaltig, ja erschöpfend behandelte Thema, erfährt auch jetzt noch neue Behandlung, aber erstens erscheint der Dichter bald von neuem, glücklicherem Gefühl erfüllt, und zweitens ist er bestrebt, nicht mehr wie früher in fassungsloser Aufregung über das erduldete Unglück zu erscheinen. Er trägt deshalb jetzt mit geistlicher Absicht ein starkes Selbstgefühl zur Schau, er sagt:

Ich bin ein deutscher Dichter
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Statt der subjektiven Erregung legt er ferner jetzt mehr einen allgemeinen trüben Weltjchmerz an den Tag. Er besingt in seiner berühmtesten Ballade von der Lorelei das Schicksal, das verlockende Weibesliebe überfühlende Mannesherzen herbeiführt (Nr. 2); in der trüben Szene, die er von dem Jägerhaus erzählt, entwirft er wie Lord Byron ein Gemälde, das Grau in Grau gehalten ist (Nr. 5); daselbe gilt von der qualvoll verworrenen Lage im Pfarrerhaus (Nr. 28); trüben Ausgang aller Weltfreude sieht er voraus in dem lieblichen Liede an die Schwester (Nr. 38); den einzigen Halt in der verödeten Welt bietet nur die Liebe (Nr. 39), aber auch diese erweist sich als trügerisch und falsch. So schließt denn der ganze Cyklus mit dem schmerzdurchdrungenen Liede „Der Tod das ist die kühle Nacht“ (Nr. 87). Zu diesem Weltjchmerz, der an Byron gemahnt, gesellen sich wehmütige Erinnerungen des Kindheitglückes, das der Dichter genossen hatte (Nr. 38, 39); und der Zeit, als die erste Liebe in seinem Herzen erblühte, gedenkt er in den Versen von der schönen Frau, in deren Gesellschaft er vor langen Zeiten den Rhein hinabgefahren war. Wir vermuten, daß hier (Nr. 40) die Mutter Amaliens und Theresens angerebet ist. Aber nicht nur Weltjchmerz und wehmütige Erinnerungen sind bezeichnend für den neuen Lieber-Cyklus, sondern vor allem auch ein stärkeres Hervortreten des Spottes, der eben in diesem Zusammenhange sich als ein Erzeugnis trüber Erfahrungen erweist. So spottet der Dichter über den Teufel und die ewige Verdammnis (Nr. 35, 36), fernerhin, anschließend an frühere scherzhafte Behandlungen des Epiphania-Motivs über die Legende von den heiligen drei Königen

(Nr. 37); er spottet über den König Wiswamitra, welcher liebesjähnsüchtig die Kuh Sabala zu erwerben trachtet (Nr. 45); er spottet über die eigene Liebe in dem Gedichte „Teurer Freund, du bist verliebt“ (Nr. 54); über den deutschen Professor, der alle Gegenstände der unharmonischen Welt kunstvoll zu überbrücken weiß (Nr. 58); über Rat und gute Lehren der Freunde, die ihm doch nicht zu helfen wissen (Nr. 64); über den lebenswürdigen Verehrer (Nr. 65), über das Glück der Berliner, denen der Dichter, der sich selbst als lieben Gott träumt, allerlei herrliche Geschenke darbietet (Nr. 66), über die sentimentalen Lyriker, die Kastriaten (Nr. 79), über den Stubennachbar Don Henriquez (Nr. 81) und über die Hallischen Studenten (Nr. 84). Und dieser Spott, der in mannigfaltiger Weise zum Ausdruck kommt, findet sich von jetzt ab auch innerhalb und besonders am Schlusse solcher Gedichte, die einen ersten Anfang haben. Die viel berufenen ironischen Schlusswendungen der Lieder sind wohl nicht ohne eine bewusste Absicht von ihm in seine Lyrik eingeführt worden. Wie er bereits in der Einstreuung von Liedern der niederen Minne ein Mittel gefunden hatte, um den Schein sentimentaler Überschwenglichkeit abzulehnen, so fand er jetzt ein zweites Mittel in diesen absichtlichen Zerstörungen der Illusion. Er wollte, anknüpfend an die berühmte romantische Ironie, zeigen, daß auch er, der leidenschaftlich erregte Lyriker, über seinem Stoffe stände, er wollte durch jene Schlusswendungen sich ein Gegenmittel schaffen gegen den zu starken Affekt, der sich nicht selten geradezu zu überstürzen schien. Er brachte durch diese Neuerung wiederum zur Anschauung, daß er nach äußerster Wahrheit in seinen Liedern strebte, denn es ist eine alte Erfahrung der Seelenlehre, daß ein Affekt, der sich allzu gewaltig geäußert hat, in den gerade entgegengesetzten Affekt umzuschlagen droht. So wollte Heine gegenüber der allzu heftigen Aufregung die spöttische Selbstberuhigung zum Ausdruck bringen; er brachte außerdem durch diesen neuen Zug seiner Dichtungen etwas Eigentümliches, Auffallendes in seine Verse hinein, wodurch er seinem Streben nach Originalität Genüge thun konnte. Nicht selten aber ist die ironische Zersetzung des Gefühls im Grunde genommen nichts anderes als ein schambastisches Zagen, die wahre Seelenregung offen darzulegen; und in anderen, freilich vereinzeltten Fällen ist in der Ironie nur das gellende Lachen der Verzweiflung zu erkennen. Als Beispiele der ersten Art, der spöttischen Selbstberuhigung, führen wir an: „Ein Thor ist immer willig, wenn eine Thörin will“ (Nr. 17), ferner das berüchtigte „Madam, ich liebe Sie“ (Nr. 25), das mitten zwischen die tiefgefühlten Liebeslieder eingestreute Gedicht von dem König Wiswamitra (Nr. 45), das Gedicht „Teurer Freund, du bist verliebt“ (Nr. 54) zc. Im „Lyri-

schen Intermezzo“ sind die ironischen Schlußwendungen noch sehr selten (vgl. jedoch Nr. 52, 53 des „Lyrischen Intermezzos“).

Das wichtigste Neue in den Liedern der Heimkehr ist die neue Liebe, wir wir jetzt wissen, zu Theresje, die hier in ergreifenden Tönen zum Ausdruck kommt. Es ist unverständlich, wie man diese Gedichte, die doch ganz deutlich von einer zweiten Liebe reden, immer noch auf das Verhältnis zu Amalie hat beziehen können. Nichts finden wir hier von dem erbitterten Haß der früheren Verse, die uns von dem süßen falschen Herzen der Geliebten, von ihren frommen falschen Blicken, von ihrem Verrat an den Dichter erzählten. Freilich erinnert sie äußerlich in mannigfacher Beziehung an Amalie; ausdrücklich ist dies gesagt in dem Gedichte, das von der Begegnung mit der Familie der Geliebten erzählt (Nr. 6), und ihre äußere Erscheinung, ihr rotes Mündchen, ihre süßen, klaren Weisenaugen, ihre Lilienfinger (Nr. 31, 50) sind ebenso hier gerühmt wie in den früheren Liedern auf die „Vorgängerin im Reiche“. Aber die Wirkung ihres Gemüths auf den Dichter ist eine ganz andere als in den Liedern auf Amalie, sie regt ein gewisses hohes, heiliges Gefühl in ihm auf, nichts finden wir von jenem bestrickenden süßen und doch falschen Wesen der ersten Liebe. Sie ist vielmehr wie eine Blume, der er betend die Hand aufs Haupt legt (Nr. 47), er betet zu ihr wie andere zu Petrus, Paulus und der Madonna (Nr. 52). Mit Amalie, dem „Königskind“, teilt sie den Überfluß irdischer Glücksgüter, und der Dichter singt von ihr die unsterblichen Verse „Du hast Diamanten und Perlen, hast alles, was Menschenbegehrt“ (Nr. 62). Er bleibt gerne in ihrer Nähe, so sehr es sein Man war, in die weite Ferne zu ziehen (Nr. 59), aber es fällt ihm anfangs schwer, ihr seine Liebe zu gestehen (Nr. 30, 33), er denkt, sie müsse doch seine Erregung bemerken (Nr. 53), und endlich gesteht er sie ein, ohne aber Verständnis und Gegenliebe zu finden (Nr. 55); der Dichter wird von heftiger Eifersucht über den mutmaßlich beglückten Nebenbuhler erfüllt (Nr. 56), er besingt sein Unglück (Nr. 57—63) und meint schließlich,

wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe!
Sonne, Mond und Sterne lachen
Und ich lache mit und sterbe.

Als eine äußerliche Eigentümlichkeit dieser Liebe zu Theresje mag erwähnt werden, daß der geistvoll witzige Dichter anfangs sein tiefes Ge-

fühl in der Form übertriebener Scherze und komisch hervorgekehrter Verliebtheit zum Ausdruck brachte (Nr. 44 u. 57).

Eigentümlich in den Liedern der Heimkehr sind gewisse Auseinandersetzungen des Dichters mit seinen Freunden und kritischen Lesern. Er meint, die Wahrheit seiner Verse verstünden sie doch nicht; denn als er ihnen seine Schmerzen klagte, da lachten und gähnten sie, als er sie aber in zierliche Verse gebracht hatte, machten sie ihm große Elogen (Nr. 34); die kritischen Freunde greifen gleichsam mit Zwischenreden ein, sie fragen: „Hat sie sich denn nie geäußert Über dein verliebtes Wesen“ (Nr. 32), oder wozu denn die ewigen Liebesklagen nur dienen könnten (Nr. 42); er vertröstet sie auf einen neuen Liebesfrühling, und mit der Genugthuung des alterfahrener Kenners findet er, daß sie selbst, nachdem er sie längere Zeit nicht gesehen hat, erkaltet sind, und meint, er, der spöttische Dichter, werde doch sein Gefühl noch länger bewahren und gleichsam noch über die Gräber der Freunde hinwegschreiten (Nr. 67). Seine ablehnende Haltung gegenüber solchen kritischen Einwürfen hat er am besten ausgedrückt in dem bekannten Liede „Selten habt ihr mich verstanden“ (Nr. 78).

Glauben wir, daß in der weltchmerzlichen spöttischen Erhebung des selbstbewußten Dichters über seine Umgebung außer dem Streben nach Originalität das nach Wahrheit zum Ausdruck kommt, so finden wir eben dieses letztere in manchen einzelnen Zügen noch ausdrücklich beethätigt, er bietet wahrhaftige Schilderungen hier und da auf Kosten der ästhetischen Schönheit, so in den Worten: „Ein Fluchen, Erbrechen und Beten schallt aus der Kajüte heraus“ (Nr. 11) oder in den Worten: „Du bist ja sonst kein Esel, Teurer Freund, in solchen Dingen“ (Nr. 32); dergleichen finden wir dies Streben nach Wahrheit darin, daß der Dichter nach der Schilderung von der Herrlichkeit Indiens die ästhetisch befremdende von der trüben Öde des Lebens in Lappland einfügt (Nr. 7, Strophe 6). Daß dieses Streben nach Wahrheit nicht erkannt wird, ist freilich dem Dichter wahrscheinlich (Nr. 34), er will aber keine künstliche Harmonie herstellen, wie der deutsche Professor der Hegelschen Schule (Nr. 38).

Ist so die ganze lyrische Weltanschauung in den Heimkehrliedern neu, so ist auch der Inhalt dieses Zyklus mannigfaltiger als zuvor; neben den Liedern der Liebe finden wir Schilderungen des Seelens, ausgeführte Situationsbilder, die Ballade Lorelei, scherzhafte Erörterungen über Teufel, Kindheitsglauben und =Glück, satirische Ausfälle u. dgl. m

Die äußere und innere Form zeigt neben dem Alten auch manches Neue, die früher so stark hervorgekehrte Naturbeseelung, dergestalt, daß die Natur mitfühlend an dem Schicksal des Dichters teilnahm, tritt jetzt

mehr zurück. Das alte Gespenstermotiv begegnet nur noch in den Liedern auf Amalie (Nr. 20 und 22); Aberglaube und mythologische Vorstellungen erscheinen in dem Hinweis auf die Seejungfern, die in Wahrheit die Schwestern des Fischer Mädchens sind (Nr. 9), in der Meerfrau, in der wir freilich das verkappte Fischer Mädchen selbst wiedererkennen können (Nr. 12), und in dem zarten Liebe von der habenden Elfe (Nr. 85). Das Traummotiv, in den „Jungen Leiden“ so überaus häufig verwertet, begegnet hier selten (Nr. 41 und 66). Aber noch ebenso wie früher sucht der Dichter durch Anlehnung an den prosaischen Ton der Umgangssprache eine gewisse Natürlichkeit des Ausdrucks zu erregen; so in dem Liebe von der Begegnung mit der Familie der früheren Geliebten (Nr. 6); in den Worten: „Da habt ihr mir große Elogen gemacht“ (Nr. 34), „Du hattest viel zu thun“ (Nr. 55), „Haben mich protegieren gewollt. Aber bei all ihrem Protegieren hätte ich können vor Hunger krepieren“ (Nr. 64), endlich in dem Ruf „Ma foi“ (Nr. 75) zc. Besonders durch Fremdwörter, die gäng und gäbe waren, sucht der Dichter solche prosaische Natürlichkeit zu erzeugen.

Aber mehr als alle diese kleinen unwichtigeren Darstellungsmittel verdient ein neuer Zug, der hier in den Liedern der „Heimkehr“ zum ersten Male hervortritt, beachtet zu werden. Der Dichter gibt nämlich häufig abgeschlossene Situationsbilder, die bestimmte Dinge und Vorgänge in überaus anschaulicher Weise darstellen, ohne daß er selbst zu diesen Bildern eigene Betrachtungen und Gefühle hinzufügt. Nur in dem ersten derartigen, das wir hier zu besprechen haben, in dem Gedicht „Mein Herz, mein Herz ist traurig“ (Nr. 3), bieten Anfang und Schluß persönliche Bekenntnisse; dazwischen aber ist eine wahre und überaus anschauliche Schilderung einer bestimmten äußeren Situation gegeben, welche den eigentlichen Inhalt des Gedichts ausmacht. Ähnlich ist das Lied von dem einsamen Jägerhaus (Nr. 5), das uns die verdrießlich niedergedrückte und aufgeregte Familie in belebter und anschaulicher Schilderung vorführt; wir nennen ferner das Situationsbild von den zur Erzählung am Meeresstrande Niederkauernenden, die von dem Schicksal der Seefahrer und von fernen Ländern und ihren Sitten berichten (Nr. 7). Weiterhin ist aus demselben Streben, solche greifbare Situationsbilder zu entwerfen, hervorgegangen das Gedicht von dem einsamen Pfarrerhaus, wo die Hinterlassenen des Pfarrers in trüben, verworrenen Verhältnissen zurückgeblieben sind (Nr. 28), auch das darauf folgende Lied (Nr. 29) bietet ein solches abgeschlossenes Situationsbild. Die Deutlichkeit und Wahrheit dieser unmittelbar aus dem Leben gegriffenen Schilderungen ist höchst beachtenswert. — Aber auch in anderen Gedichten tritt die plasti-

sche Schärfe der poetischen Malerei hervor, so in den Liedern von Sturm und qualvoller Seefahrt (Nr. 10 und 11), in dem Liede, das davon erzählt, wie der Dichter sich der Stadt Hamburg, der Stätte seiner jungen Leiden, aufs neue nähert (Nr. 16)¹, in dem Gedichte, das den Gang durch Hamburgs Straßen beschreibt (Nr. 18), in dem, wo der Dichter seine eigenen Doppelgänger an der Stätte früherer Leiden händeringend im Mondschein erblickt (Nr. 20) u. dgl. m.

Zu diesen hervorragenden Zeugnissen für die anschauliche Phantasie des Dichters kommen solche, die seine Gabe, originelle neue Vorstellungsverbindungen zu finden, deutlich zeigen. Wir nennen hier den großartigen Vergleich von dem Meere mit der bewegten Seele des Dichters, die auch Sturm, Ebbe und Flut hat und in ihrer Tiefe Perlen birgt (Nr. 8), auch das Gedicht vom Atlas (Nr. 24) zeigt solchen eindringlichen Vergleich, während der allerdings eigentümliche Einfall, daß der Dichter durch die Thränen der Geliebten vergiftet wird (Nr. 14), nicht sehr geschmackvoll erscheint. Auch die Personifikation, ein Darstellungsmittel, welches Heine mit bewußter Absicht handhabt, tritt hier öfter in den Vordergrund, so z. B. wenn uns der Dichter Wind, Wellen, Nacht, Sturm, Schiff, Sonne, Türme und Thore wie lebendige Wesen vorführt (Nr. 10, 11, 16 und 17). — Schon früher hatte er (z. B. in dem Gedicht vom Ritter Ulrich) einen Vorgang des eigenen Lebens dadurch zu heben verstanden, daß er ihn in eine ideale Ferne entrückte, daß er Personen in fremdem Kostüm vorführte. Ähnlich auch hier in der „Heimkehr“. Die Meerfrau, mit der der Dichter ein nächtliches Stellbischein hat (Nr. 12), ist ein Fischermädchen, die Wälle Salamankas, auf denen er wandelt, sind die Promenaden der ehrbaren Philisterstadt Göttingen (Nr. 80), der Stubennachbar Don Henriquez ist auch ein schlichter deutscher Student gewesen (Nr. 81).

Die Lieder der „Heimkehr“ sind nicht, wie es wenigstens von der Mehrzahl der Lieder des „Lyrischen Intermezzos“ gilt, von vornherein für einen Zyklus gedichtet. Heine hat es aber verstanden, diese Heimkehr-Gedichte in kunstvoller Weise zu gruppieren dergestalt, daß sie eine Einheit bilden². Es war dies nicht leicht, da die Lieder der „Heimkehr“ die mannigfaltigen Lebensumstände des Dichters unmittelbar widerspiegeln, und da es nicht ohne manches Kopferbrechen möglich war, und es inhaltlich Verschiedene geschickt einzuteilen und zu gruppieren; und es

¹ Nur die 3. Strophe ist nicht plastisch gedacht.

² Vgl. Bernhard Seuffert, Heines „Heimkehr“, in der „Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte“, Bd. 3.

kann hier auch in der That nicht von einer Abrundung und Einheit die Rede sein wie in den Liedern des „Lyrischen Intermezzo“. Die künstlerische Ordnung ist nun insbesondere auch mit Hilfe jener Situationsbilder hergestellt worden, von denen wir gesprochen haben. Wo eine inhaltlich zusammengehörige Gruppe abgeschlossen war, hat der Dichter jene Rollenlieder eingefügt, um eben durch sie einen Einschnitt zu machen. Es lassen sich folgende Gruppen unterscheiden: 1) die ersten vier Lieder bilden die Einleitung des ganzen Cyklus; hierauf folgt ein Einschnitt mit dem Gedichte vom einsamen Jägerhaus (Nr. 5); 2) in Nr. 6—14 schildert der Dichter die Erlebnisse, die er auf der Reise nach dem Seebade und in diesem gehabt hat. Das Gedicht von den drei schönen Fräulein auf dem Schlosse (Nr. 15) bildet wieder den Einschnitt; 3) die Lieder Nr. 16—27 erzählen von der verlorenen Liebe von Amalie und von den Eindrücken, die der Dichter beim Wiederbetreten der Stadt Hamburg hatte. Nr. 28 und 29 die Situationsbilder von dem Pfarrerrhaus sowie das von dem Mütterchen und der schläfrig im Lehnstuhl ruhenden Tochter bilden den Einschnitt; 4) Nr. 30—33 erzählen von der neuen Liebe (ohne Werbung); hierauf folgen 5) in den Liedern 34—45 mannigfaltige Erörterungen über persönliche Verhältnisse des Dichters, über Jugenderinnerungen und dergleichen, und in den Liedern Nr. 46—63 gibt dann Heine 6) eine Schilderung seiner neuen Werbung und seines abermaligen Liebesunglückes. Die Lieder Nr. 64—67 bilden abermals einen Einschnitt mit persönlichen Bekenntnissen; 7) folgt dann als vorletzte Gruppe des ganzen Cyklus in Nr. 69—78 die Schilderung eines niederen Minneverhältnisses; die Lieder Nr. 79—81 bilden einen Einschnitt, und 8) die Lieder Nr. 82—87 geben ansprechende und zum Teil ergreifende Wanderbilder. Das Lied Nr. 88 dient als Schlußgedicht. So zerfällt das ganze Büchlein in acht Gruppen, von denen die erste und achte als Einleitung und Schluß erscheinen, die zweite und siebente von niederer Minne erzählt, die dritte und sechste von zweifacher vergeblicher hoher Minne. Man erkennt hierin eine kunstvolle Anordnung der Gruppen. Die dritte Gruppe bezieht sich auf Amalie, die vierte und sechste auf Therese. Die Lieder gelten solchen Erlebnissen, die in die Zeit vom Mai 1823 bis zum Sommer 1824 führen. Mehrere Angaben über die Jahreszeit lassen erkennen, daß Heine einen regelrechten Fortgang des Zeitverlaufs im Auge behielt.

So sehen wir, daß die Lieder der „Heimkehr“ nach Inhalt, Form und Anordnung eine hohe Beachtung verdienen; sie zeigen den Dichter im Besitz der früheren Kunst, die er indessen durch neuen Inhalt und neue Darstellungsmittel bereichert und erweitert hat. Freilich so sehr wir von

der Züchtigkeit vieler Lieder entzückt werden, müssen wir gestehen, daß ein gewisser Zug trüber Welterfahrung, ein gewisses spöttisches Achselzucken über die früheren idealistischen Träume nicht mehr ein reines Versenken in dichterisch gehobenes Leben ermöglichen.

Als Heine an der „Harzreise“ schrieb, teilte er seinem Freunde Moser mit: „Es sollen auch Verse drin vorkommen, die Dir gefallen, schöne, edle Gefühle und dergleichen Gemütskehricht. Was soll man thun? — Wahrschäftig, die Opposition gegen das abgedroschene Gebräuchliche ist ein undankbares Geschäft.“ Ein anderes Mal schrieb er (an Friederike Robert): „Die Verse in meiner ‚Harzreise‘ sind eine ganz neue Sorte und wunder schön.“ In der That ist dieser kleine Cyklus von Gedichten durch außerordentliche Vorzüge ausgezeichnet. Die Lieder der „Harzreise“ atmen eine Lieblichkeit, Zartheit und duftige Frische, in der die heiter-ernste Stimmung der Natur und aufatmende Freude des waldfrohen Wanderers zu glücklichstem Ausdruck gelangen. Vor allem die „Berg-Idylle“ gehört zu Heines reinsten lyrischen Leistungen. Das religiöse Zwiegespräch des Dichters mit der lieblichen, in abergläubischen Vorstellungen befangenen Bergmannstochter ist eine gedankenvolle Auseinandersetzung über das Dogma der Dreifaltigkeit im Sinne der religiösen Aufklärung. Die Lieder entbehren der ironischen Zusätze (abgesehen vielleicht von dem Schluß der „Ise“); das Lied „Auf dem Brocken“ zeigt uns den Dichter in sehndem Angedenken an die Geliebte Therese.

Hatten wir schon in den Liedern der „Heimkehr“ neue Elemente der Heinschen Poesie erkannt, so gilt dies noch viel mehr von den unvergleichlichen „Nordseebildern“. Mehr und mehr, je weiter wir dem Schlusse des „Buches der Lieder“ zuschreiten, sehen wir die Kraft des Dichters sich steigern und erweitern. Hatte er schon in der „Heimkehr“ drei wohl gelungene Seebilder entworfen, von dem stillen Erzählen über das Leben der Seefahrer und über ferne Länder („Heimkehr“, Nr. 7), von dem ergreifenden Naturschauspiel einer Wasserhose (Nr. 10) und von dem auf stürmischer See hin- und hergeworfenen Schiffe mit seinen beängstigten und leidenden Insassen (Nr. 11), so sehen wir hier in den „Nordseebildern“ das Leben der See nach allen Seiten großartig und erschöpfend geschildert. Goethe hatte die Absicht gehabt, in seiner unvollendet gebliebenen „Naufitaa“ „besonders durch das Meer- und Inselhafte der eigentlichen Ausföhrung und des besondern Tones erfreulich zu werden“. Was er leider nicht geleistet hat, das hat Heine in den „Nordseebildern“ zur Ausföhrung gebracht: das Meer mit seiner mannigfaltigen, großartigen und aufregenden Erscheinung ist in diesen Versen mit beispielloser, eindringlichster Kunst abgspiegelt worden.

Wiederholt schildert Heine das majestätische Schauspiel des Sonnenunterganges; er zeigt uns die eindrucksvolle Nacht am Strande, wenn das Meer gärt und der Nordwind tolle Geschichten erzählt; das Meeresleuchten, wenn bei jedem Schritt, den der Wanderer über den Strand thut, die Funken sprühen und die Muscheln unter seinem Fuße zerbrechen; er zeigt uns jagende Wolkenmassen am nächtlichen Himmel vom Mond beleuchtet und ihn teilweise verdeckend; die Wellen erscheinen ihm wie dem alten Homer gleich schwarzgrünen Rossen mit weißen Mähnen oder gleich wolligen Lämmerherden; bald flüstern, bald pfeifen, bald lachen, bald seufzen, bald saufen und singen sie; bald erheben sie sich zu riesigen Wasserbergen, der Schlachtlärm der Winde brauft dazwischen, und das Ganze ertönt unter Donner und Blitz wie ein Tollhaus von Tönen. In solchem Wirrsal kämpft das keuchende Schiff, die Seevögel, verstört umherflatternd, klammern sich ängstlich am Mast fest, und der Schiffer schaut besorgt auf den Kompaß, die zitternde Seele des Schiffes. Ein anderes Mal sehen wir die weite Wasserfläche glatt ausgestreckt ohne Regung von der Sonne beleuchtet, blendend und schillernd in dumpfer Stille; der Bootsmann des Schiffes liegt schnarchend neben dem Steuer, und der betehrte Schiffsjunge flücht die Segel, während die Möwe aus der Höhe herabstürzt, um das aus der Flut hervorspringende Fischlein zu fangen. In diese mannigfaltige Szenerie des Seelebens trägt der Dichter die Regungen seines eigenen Gemüthes hinein. Er steht voll philosophisch ernster Gedanken am Meer, fragend nach Herkunft und Schicksal des Menschen, worüber schon vor ihm so viele Häupter gegrübelt haben. Die Träume der Kindheit ziehen durch seine Seele; er liest in der „Odyssee“; er träumt von versunkenen Städten, die auf dem Meeresgrunde begraben liegen; und halb wachend am Steuer liegend, schaut er Christum den Herrn, der, aller Welt Segen bringend, über die Flut einhereschreitet; oder er sieht die machtberaubten Götter Griechenlands traurig am Himmel vorüberziehen, ein Gegenstand seines Mitleids, denn lieber sind sie ihm doch als die neuen tristen Götter im Schafpelz der Demut; aber ewiger als sie alle sind die Sterne, die sieghaft hervortreten am Himmel. Vor allem jedoch gedenkt er hier am Strande der Geliebten, Theresens, er erhebt sie als neue Herzenskönigin auf den Schild, er schreibt mit leichtem Noth in den Sand das Liebesbekenntnis für sie, das aber die herbeiströmenden Wellen wieder auslöschen; er drückt liebebekümmert sein glühendes Antlitz in den feuchten Sand; oder, im Winkelbette der Kajütte liegend, singt er mit hinreißender Gewalt das Lied seiner flammenden Liebessehnsucht; oder endlich hört er, an den Mastbaum gelehnt, zu seinen Häupten den Phönix vorüberauschen, der die Bot-

schaft bringt: „Sie liebt ihn, sie liebt ihn.“ Und nach den Schilderungen des Seelebens gibt er in dem Gedichte mit dem Titel „Im Hafen“ eine höchst gelungene Schilderung trunkener Seligkeit im Ratskeller zu Bremen.

Alles ist hier in den „Nordseebildern“ wieder belebt und personifiziert. Wellen, Wind, Schiff, Wasser und Wolken sind persönlich gedacht; die Wolken erscheinen als die formlos grauen Töchter der Luft, die das Wasser in Rebeleimern aus dem Meere schöpfen. Vor allem aber ist die griechische Mythologie von Heine hier zum kunstvollen Schmuck seiner Dichtung herbeigezogen: der Steuermann betet zu Kastor und Pollux, den alten Beschützern der Seefahrt; die Okeaniden steigen aus der Flut empor, um den von Liebeschmerz niedergedrückten Dichter zu trösten; Poseidon spottet des ängstlichen Poetleins; die Götter Griechenlands wandeln als Schattengestalten am nächtlichen Himmel einher.

Die Sprache der „Nordseebilder“ ist zu einer Vollendung und bezeichnenden Kraft vorgebrungen, wie sie vorher in der deutschen Dichtung nicht bekannt war, insbesondere die Beiwörter sind überaus treffend, eindringlich und gewählt. Wir erwähnen z. B. glückgehärtete Menschen, totschlaglaunige Niesenmärchen, zauberlich, liebevoller, zartdurchsichtig und marmorblau, taubenmilchdes Lächeln, feuerblühend, schmerzenverklärt u. dgl. m. — Desgleichen liegt ein unendlicher Reiz in dem Rhythmus dieser Verse. Wilhelm Jordan, der den Rhythmus der „Nordseebilder“ als epochemachend bezeichnete, hat nicht zu viel gesagt. Heine wendet sich ab von der strengen Gebundenheit der durch Opitz gegründeten Rhythmik und lehnt sich an die Freiheiten des altgermanischen Verses an¹. Die Zahl der Hebungen ist frei, abwechselnd zwischen zwei, drei und vier, niemals aber diese Anzahl überschreitend; die Senkungen fehlen oder sind durch eine, zwei oder auch drei Silben ausgefüllt, je nach dem rhythmischen Bedürfnis des Versinnes. Bald ist der Rhythmus steigend, bald fallend, bald abwechselnd fallend oder steigend. Außerdem bedient sich Heine hier des Stabreims, durch den er die wichtigsten Wörter des Verses kraftvoll hervorhebt und miteinander verbindet. Durch alle diese Mittel weiß er eine äußerst ansprechende Abwechslung zu erzielen, den Sinn immer bedeutungsvoll zu heben und ein Schaukeln und Schweben des Rhythmus hervorzubringen, in dem eine kunstvolle dichterische Abspiegelung der Meeresbewegungen wiederzuerkennen ist. So zeigen die „Nordseebilder“ nach Inhalt und Form den Dichter in seiner höchsten Vollendung; die Anschaulichkeit, Originalität und Eindringlichkeit dieser Schilderungen sucht in der deutschen Litteratur ihresgleichen. Unsere, dem

¹ Vgl. Paul Kemer, Die freien Rhythmen in Heines „Nordseebildern“ (Seibelberg 1889).

Unharmonischen mehr und mehr abgewendete Zeit würde freilich manche ironisch zersetzenden Wendungen gerne entbehren, die nun einmal durch des Dichters persönliche schmerzliche Lebenserfahrungen, durch das Vorbild der romantischen Ironie und durch das Streben, eine originelle dichterische Subjektivität zur Schau zu tragen, auch in diesen Cyklus von Gedichten hineingekommen sind.

In den Liedern des „Neuen Frühlings“ können wir ähnlich wie in denen der „Heimkehr“ Lieder, die durch verschiedene Lebensverhältnisse geweckt worden sind, unterscheiden. So ist z. B. in Nr. 5 eine trübe Erinnerung an die Liebe zu Amalie zum Ausdruck gekommen (das Lied ist schon 1822 entstanden); Nr. 26—30 und 42—43 werden mit großer Wahrscheinlichkeit auf Theresie Heine bezogen, die Lieder Nr. 10, 11, 12, 14, 19, 24 und auch 15, 21, 31, 34 und 39 sind auf die Liebesregungen zurückzuführen, die in Heine durch den Verkehr mit der schönen Schwägerin des Barons Tutcheff, der Gräfin Bothmer, aufkeimten¹. In Nr. 33 ist vielleicht ein Lied der niederen Minne zu erkennen; und der Rest dieser Lieder des „Neuen Frühlings“ ist auf besondere Bestellung von dem Komponisten Methfessel, aber auch im Hinblick auf die Gräfin Bothmer, später im Jahre 1830 hinzugegedichtet worden. Indessen, wenn wir auch diese Lieder zum Teil auf andere Verhältnisse als auf das zu der Gräfin Bothmer beziehen, so bildet doch der ganze Cyklus des „Neuen Frühlings“ ein abgeschlossenes Ganze, besser gerundet und einheitlicher gefügt als die Lieder der „Heimkehr“ und vielmehr unmittelbar in eine Linie zu stellen mit dem künstlerisch geordneten einheitlichen „Lyrischen Intermezzo“.

Der Prolog zeigt uns den Dichter sich abwendend von den politischen Zeitkämpfen und wiederum zugewandt der Herzen bestrickenden Minne. Der Frühling ist wieder da, die Seele dehnt sich, eine allgemeine Sehnsucht nach Liebe erfüllt des Dichters Herz (Nr. 1—4); doch trübe Erinnerungen bedrücken noch sein Gemüt (Nr. 5), aber der Frühling weckt in seiner Brust ein liebliches Lied, das er einer Schönen zum Gruß sendet (Nr. 6); die ganze Natur, Rose, Schmetterling, Sonnenstrahl, Abendstern, Nachtigall und alle anderen Vögel schwelgen in süßem Entzücken, in das sie durch den Zauberer Amor versetzt sind, und des Dichters Herz ist ebenso bewegt wie die Natur (Nr. 7 und 8). Die Nachtigall hat den Vögeln das Evangelium der Liebe gebracht, wie Christus den Menschen (Nr. 9); nun faßt auch den Dichter die Liebe zu der schlanken Lilie, das süße Elend bedrückt wieder seine Brust, Frühling, Rose und Nachtigall haben sich gegen sein Herz verschworen (Nr. 10—12); die

¹ Vgl. A. Hefsel, Heine-Studien, „Aölnische Zeitung“ vom 8. u. 9. Juni 1888.

Nachtigall singt sein süßes Geheimnis durch den Wald (Nr. 13); die großen Augen der Geliebten lassen des Dichters Herz in freudigem Schrecken stocken (Nr. 14), sie aber begegnet ihm überall wie die Wasserlilie, die den liebenden Mond bald am Himmel, bald abgepiegelt in der Flut erblickt (Nr. 15). Die junge Schöne, die durch seine Lieder wandelt, wird leicht erkennbar sein (Nr. 16), und die Mädchenblumen sind erschrocken über seine Geständnisse, doch warum lauschten sie, als der Dichter mit den Sternen Zwiegespräch hielt (Nr. 17); die Geliebte setzt ihn in träumerische Verwirrung (Nr. 18), er folgt ihren Schritten in der Allee, an der Brücke, am Wasserfall (Nr. 19), sie weiß aber nicht, wie sie ihn beseligt (Nr. 20), und in der That paßt sein trauriges Antlitz nicht zu ihrer Lieblichkeit (Nr. 21), dennoch fällt er ihr fast vor allen Leuten zu Füßen (Nr. 22), sie aber wandelt ruhig einher mit unerschütterter Seele (Nr. 23). Bald jedoch kann der Dichter von glücklicher Umarmung und Ruß erzählen (Nr. 24 und 25), von einer glücklichen Begegnung im Landhause des Abends (Nr. 26), von Erinnerungen schon dasselbe Glück hier genossen zu haben, und von schlimmen Träumen der Vergänglichkeit solchen Glückes (Nr. 27), von dem Glück heimlichen Kusses, aber auch von trüben Gedanken an Vergangenheit und Zukunft (Nr. 28), von der traurigen Ballade über das Schicksal der schönen Königin und des liebenden Pagen (Nr. 29) und aufs neue von schlimmen Sorgen um ein trauriges Ende seines Glückes (Nr. 30). Während die Geliebte mit ihm hier unter dem Lindenbaum schwärmt, möchte er lieber mit ihr nach Rußlands Schneefuren eilen (Nr. 31)¹; das Nicken der Esfenkönigin erweckt in ihm Gedanken des Liebesendes oder des Todes (Nr. 32). Durch Blumen mahnt er die Geliebte an Treue und Liebe (Nr. 33), doch sie schreibt ihm einen gefühlvollen Abschiedsbrief, über den er sich indessen, da er lang ist, tröstet (Nr. 34); er verspricht, seine Liebe nie zu verraten, die Welt nehme doch alles „für Poesie“ (Nr. 35); noch einmal besingt er süßinniges Liebesglück (Nr. 36 und 37), dann läßt er wehmütige Abschiedsschmerzen vorfliegen (Nr. 38), und endlich scheidet er mit dem Schwure der Treue (Nr. 39); er singt von der Vergänglichkeit der Liebe (Nr. 40), vom trüben Herbsthimmel, der sein Gemüt bedrückt (Nr. 41), er reißt kalten und verdrossenen Sinnes durch die kalte Welt (Nr. 42), nur ein Weib liebt ihn noch so, wie ein letzter Baum im Herbst noch sein Grün bewahrt hat (Nr. 43), dann kehrt er nach der öden Stadt an der Elbe, deren Bewohner in anekeln, mit eisiger, finstrier Seele zurück.

Wir haben gesehen, daß Heine in den Liedern des „Syrischen Inter-

¹ Dorthin reiste im Jahre 1830 die Gräfin Bothmer.

mezzos“ und „Der Heimkehr“ nicht selten rein thatsächliche Berichte über die Erlebnisse seines Herzens gibt, welche die durch poetische Darstellungsmittel gehobenen Gedichte wirkungsvoll unterbrechen. Auch in den Liedern des „Neuen Frühlings“ finden wir vereinzelte Spuren derartiger thatsächlicher Berichte, aber sie erscheinen viel seltener als zuvor. So bietet der Prolog und das Lied Nr. 11 eine Anspielung auf die politischen Zeitkämpfe, an denen der Dichter teilnahm; und ähnliche Angaben rein thatsächlicher Art zeigen die Lieder Nr. 21, welches erzählt, daß der Dichter infolge seines Liebes Schmerzes häßlich abgemagert sei, Nr. 31, welches den Wunsch äußert, mit der Geliebten nach Rußlands Schneefelder zu ziehen, und Nr. 39, welches den Abschied von der in München weilenden Geliebten berichtet. Aber man sieht aus diesen Beispielen, daß Heine nicht mehr in dem Grade wie früher das wirkliche Leben der eigensten persönlichen Verhältnisse zu ergiebigem und ungeschminktem Ausdruck gelangen läßt. Die Schönen, welchen die Lieder des „Intermezzos“ und der „Heimkehr“ gewidmet waren, zeigten einige individuelle Züge, wenn auch nicht eben viele; die Geliebte, welche unserm Dichter bei Abfassung des „Neuen Frühlings“ vor Augen schwebte, ist noch weniger individualisiert; wir hören, daß sie große, ausdrucksvolle, blaue Augen besaß, und der Dichter vergleicht sie mit einer keuschen aristokratischen Lilie. War als ein Hauptzug des „Lyrischen Intermezzos“ die aufgebrachte Wut des Dichters, sein flammender Haß über die Untreue der Geliebten zu erkennen, beobachteten wir in den Liedern der „Heimkehr“ das Bestreben, einen gewissen Zug spöttisch-ironischer Welt-erfahrung zur Schau zu tragen, so ist als die Grundstimmung des „Neuen Frühlings“ eine reinere, von Ironie nicht getrübe wehmütige Erkenntnis von der Wandelbarkeit alles Lebensglückes hervorzuheben. Er befürchtet wiederholt ein unrohes Ende seines Glückes: die Vögel in den Büschen spotten des verliebten Thoren (Nr. 19), er weiß, daß die Gefühle, welche ihn und die Geliebte erfüllen, erkalten müssen (Nr. 27), er weiß, daß es gefährlich ist, viel nachzudenken über das Schicksal, das ihm und seiner Schönen bevorsteht (Nr. 28), er singt das ergreifende Lied von der jungen Königin und dem schönen Pagen (Nr. 29), er weiß, daß er morgen schon der Geliebten die welken Rosen zeigen könne (Nr. 30), und der nickende Gruß der Esenkönigin, der er im Mondschein begegnet, ist als ein Zeichen seiner bald hinsterbenden Liebe zu deuten (Nr. 32); nach dem Abschied gibt er diesem Gedanken der Wandelbarkeit des Glückes in einem besonderen Liede noch einmal Ausdruck (Nr. 40). Die Dissonanzen, die wir insbesondere in den Liedern der „Heimkehr“ erkannt hatten, fehlen in dem Cyklus, welchen wir jetzt besprechen, so gut

wie ganz; höchstens ist ein blasphemischer Zug in dem 9. Gedichte und das spöttische Singen der Vögel in dem 19. zu erwähnen. Entzückend ist in dem „Neuen Frühling“ die herauschende Lust von Lenz und Liebe geschildert, die ganze Natur blüht, singt und klingt, und märchenhafte Süßigkeit bestrahlt die Seele des empfindenden Lesers. Freilich kann man sagen, daß fast allzuviel von Rosen, Nachtigallen und Frühling in diesen Liedern die Rede ist. Die dichterischen Darstellungsmittel, vor allem das Motiv der Naturbeseelung, treten hier überaus stark in den Vordergrund, und es mag wohl sein, daß Heine eben deshalb die Mittel künstlerischer Darstellung so stark hervortreten ließ, weil wenigstens bei einem Teil dieser Lieder seine eigene Seele nicht mehr von unmittelbarem Liebesglück und Liebeschmerz erfüllt war, sondern weil er vielmehr erst aus abgekühlter Seele einen großen Teil dieser Lieder für die Komposition verfaßte (vgl. Bd. I, S. 197). Aber es ist verkehrt, einseitig und ungerecht, wenn man, wie dies neuerdings geschehen ist, behaupten will, daß eben die kunstvolle Handhabung der Darstellungsmittel ausschließlich an diesen Liedern zu rühmen sei, daß aber kein wahrer und tiefer Inhalt in ihnen gefunden werden könne. Der „Neue Frühling“ enthält mehrere Gedichte, die nicht nur zu den besten Heines gehören, sondern zu den besten der gesamten deutschen Lyrik, so die Lieder: „Leise zieht durch mein Gemüt“ (Nr. 6) und „Es war ein alter König“ (Nr. 29). — In diese Zeit, wahrscheinlich in das Jahr 1827, fällt auch noch das unvergleichliche Gedicht „Tragödie“ (Bd. I, S. 263), dessen zweiter Teil ein wirkliches Volkslied ist, während der erste und dritte von Heine herühren. Der Umstand, daß das vor langen Jahren vernommene Volkslied jetzt erst Heines Seele zu dichterischer Erweiterung drängte, läßt darauf schließen, daß seine persönlichen Umstände denen ähnelten, welche jenes Lied schildert. Die Beziehungen zu Therese im Jahre 1827 legen es in der That nahe, in der „Tragödie“ ein Selbstbekenntnis des Dichters zu suchen.

Wir haben gesehen, daß in der klassischen und romantischen Literatur eine ausgesprochene Abwendung von dem Leben und der Wirklichkeit wahrzunehmen war. Es erklärte sich dies durch den Mangel eines großen politischen und sozialen Lebens in Deutschland. Freilich war Goethe nicht ganz unberührt geblieben von den politischen Ereignissen seiner Zeit. Die französische Revolution kam in „Hermann und Dorothea“ als Hintergrund der idyllischen Vorgänge in der kleinen Stadt bedeutungsvoll zum Ausdruck; in den „Aufgeregten“ und im „Bürger-General“ sowie in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“

behandelte er gleichfalls dieses politische Thema und im „Groß-Cophta“ die Vorgänge der berüchtigten Halsbandgeschichte, die dem Ausbruch der französischen Revolution unmittelbar voranging; desgleichen nahm er in dem „Märchen“ sowie in den „Weissagungen des Bakis“ Stellung zu den neuen Revolutionsideen, und in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ zeigte er sich durchdrungen von den neuen wichtigen weltbewegenden sozialen Fragen. Aber alles dies geschah in einer wenig eindrucksvollen, teilweise sogar ganz unverständlichen Form, so daß die Zeitgenossen von diesen Werken Goethes keine bedeutungsvolle Anregung und Belehrung empfingen. Der erste, der mit der dem wirklichen öffentlichen Leben abgewendeten Dichtung der sogenannten Kunstperiode endgültig brach, war Heinrich Heine. „Die jetzige Kunst muß zu Grunde gehen“, schreibt er im „Salon“ (Bd. IV, S. 72), „weil ihr Prinzip noch im abgelebten alten Regime in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt. Deshalb wie alle andern Überreste der Vergangenheit steht sie im Widerspruche mit der Gegenwart. Dieser Widerspruch und nicht die Zeitbewegung selbst ist der Kunst schädlich; im Gegenteil, diese Zeitbewegung müßte hier sogar verteidigt werden, wie einst in Athen und Florenz, wo eben in den wildesten Kriegs- und Parteistürmen die Kunst ihre herrlichsten Blüten entfaltete“ (vgl. auch Bd. VII, S. 255). In seinen „Reisebildern“ behandelt nun Heine in eindringlicher und geistvoller Form die Zeitfragen, vor allem die politischen, sozialen und religiösen, und daneben bringt er zahlreiche persönliche Bekenntnisse, novellistische Schilderungen, Situationsbilder und Erzählungen von Land und Leuten. Bei alledem zeigt er sich erfüllt von dem Gedanken der liberalen Opposition, insbesondere von den Gedanken des französischen Liberalismus, der französischen Revolution. Als Rheinländer war er ein lauerer Deutscher als die Bewohner der mehr östlich gelegenen Landesteile, und insbesondere war er ein Gegner des preussischen Staatsdienstertums, das freilich damals vor allem nur in der Form des starren Bürokratismus und des steifeckigen Militarismus zum Ausdruck kam. Er gehörte zu derjenigen Gruppe der Liberalen, die den alten deutschen Fehler des Kosmopolitismus sich zu schulden kommen ließen, die keine Nationen, sondern nur noch Parteien in Europa kannten. In dem Streben nach geistiger, sozialer, religiöser und politischer Befreiung liegt die Einheit der „Reisebilder“; dabei kommen die mannigfaltigsten Dinge zur Sprache, der Blick des Dichters schweift hinaus nach den verschiedenartigsten Verhältnissen in Deutschland, England, Frankreich und Italien; und indem er so eine überaus weite Ausschau hält über Ideen und Vorgänge des Lebens verschiedener Völker, gibt er uns, um mit Hamlet zu reden, einen

Spiegel und eine abgekürzte Chronik der Zeit. Die Idee der Freiheit hält das bunte Allerlei dieser Reisebeschreibungen zusammen. Die Erlebnisse auf den Wanderfahrten, die Eindrücke von Land und Leuten treten oft ganz in den Hintergrund, und Heine ergeht sich an vielen Stellen ausschließlich in langen, ausgebreiteten Betrachtungen über das mannigfaltige geistige Leben seiner Zeit. Alle diese Schilderungen gibt er nun in einer Form, die von der tief poetischen, teilweise freilich auch nur poetisierenden Auffassung des Dichters zeugt; er bewährt bei seinen Darstellungen einen satirischen Scharfblick, glänzenden Witz, romantisch geistvolle Erhebung über das Philistertum und bedeutende Kenntnisse; aber vergeblich sucht man eine wohl gegliederte dichterische Architektur dieser Schilderungen, ja man findet vielmehr nicht selten ein zerfahrenes Durcheinander; die Reflexion, die in den lyrischen Gedichten so kunstvoll vermieden war, tritt hier herrschend in den Vordergrund. Und so ist es die Einheit der Idee, wie fernerhin die glänzende Ausmalung vieler Einzelheiten, welche in den „Reisebildern“ so große Wirkung ausübt; der Stil ist von einer packenden Kraft, von einer Anschaulichkeit ohnegleichen; die Naturbeseelung, durch die Heine in seinen lyrischen Gedichten so große Wirkung hervorbrachte, dient ihm auch hier zur poetischen Belebung des Stoffes; insbesondere auch erreicht er großen Eindruck durch die gewählten treffenden Beiwörter, deren er sich bedient.

In der „Harzreise“, dem ersten Prosastück der „Reisebilder“, dem einzigen des ersten Bandes, tritt die Schilderung der Wanderfahrt, die Beschreibung von Land und Leuten noch ziemlich deutlich hervor. Der Besuch der beiden Gruben, der „Dorothea“ und „Karolina“, in der Nähe von Klauenthal, ist ansprechend und genau beschrieben; und rührend ist das Bild, das der Dichter von der deutschen Treue der schlichten, einfachen Bergbewohner entwirft; das anschauliche Leben, das diese Leute führen, das Freisein von aller Reflexion, beherzigt er ausdrücklich und hat in seinen lyrischen Gedichten sich auch gerade durch diesen Mangel störender moralischer und sonstiger Betrachtungen hervorgethan. Gern lassen wir an unserm Blick vorüberziehen die Schilderung der alten Kaiserstadt Goslar, gern hören wir von der lustigen Begegnung des Dichters mit der anmutigen Schönen, der er Blumen und Kuß raubt, gern erfreuen wir uns an der lieblichen Bergidylle, die der Dichter in dem Hause des schlichten Bergmanns zu Füßen der einfachen, freundlichen Tochter erlebt; gern lassen wir uns erzählen von dem Glück des Hirtenknaben, gern von den Brocken-Sagen, von dem Leben auf dem sagenberühmten Berge, gern lauschen wir den entzückenden Naturschilderungen, den poetischen Worten über die Ilse, die Bode und die Selke. Wir

verstehen es auch, wenn der Dichter ebenso wie seine romantischen Vorgänger mit feinem Spott sich über die Unempfindlichkeit der gewöhnlichen Philisterwelt erhebt, so über den einen prosaischen Reisegefährten (Bd. III, S. 42) oder über den nüchternen Wanderer, der die Blumen einteilt nach dem Linné'schen System, von ihrer Schönheit aber in seinem Herzen keinen Eindruck empfindet. Die ganze liebliche Erzählung klingt aus in eine begeisterte Feier der Geliebten, die in dem fernen Hamburg weilt, und in der leicht die Herzenskönigin zu erkennen ist, welcher Heine damals sein ganzes poetisches Sein und Sinnen widmete, Therese (S. 77 und 78). Aber neben diesen lieblichen Schilderungen von der Reise und persönlichen Empfindungen finden sich überaus ergötzliche satirische Ausfälle gegen die verschiedensten Personen und Erscheinungen jener Zeit. So gleich zu Anfang gegen die gelehrte Universität Göttingen, gegen den Professor, welcher des Nachts von einem Garten träumt, in dem statt der Blumen lauter Citate hervorzuwachsen; oder von dem Schulknaben, der mit seinem Mitschüler nicht mehr verkehren will, weil er den Genitiv von mensa nicht gekannt hat. Und überaus ergötzlich sind die juristischen Witze, die der von Examenssorgen bedrängte Dichter in seine Schilderung eingefügt hat (S. 18, 21 u. 66); nicht weniger das Erlebnis mit dem vermeintlichen Schneidergesellen, der freilich Heine nur zum besten gehabt hatte (vgl. Bd. III, S. 6 ff.); bedeutungsvoller schon sind die Erörterungen über die Unsterblichkeit (S. 38 ff.) und über den prosaischen Vernunftdoktor, den Deutschenfeind Saul Ascher, der mit gelehrtester Weisheit darlegt, daß es keine Gespenster gibt, während er in Wahrheit selbst hier als Gespenst zur Mitternachtsstunde dem Dichter erscheint. Heine will hiermit nicht dem Geisterglauben das Wort reden, sondern sich nur gegen die wenden, welche nicht glauben wollen, daß zwischen Himmel und Erde viel Dinge sind, von denen ihre Schulweisheit nichts träumt. Ebenso treffend wie belustigend sind die Ausfälle gegen die falsche Sentimentalität des jungen Frankfurter Kaufmanns, des Zimmergenossen Heines auf dem Broden, und gegen das verstiegene Pathos der beiden gefühlvollen Jünglinge, die in ihrer Betrunkenseit von Ossian schwärmen und in Ossianischem Schwunge sich ergehen, um schließlich traurig ernüchtert zu werden (S. 56 u. 63 ff.). Daneben zeigen sich denn auch etwas gar zu studentenmäßige Witzeleien, so von dem Deutschen, der in China öffentlich gezeigt wird, und von dem die dortigen Mandarinen ausführlich auseinandersetzen, daß seine Hauptkunststücke im Philosophieren, Tabakrauchen und in der Geduld bestehen. Tiefer geht die Satire auf das Berliner Theater und das Ballett insbesondere, und noch treffender ist das, was Heine über den Greißwalder Burschenschaftler

sagt, der zur Gattung jener rückwärts gewendeten Liberalen gehörte, die im Mittelalter allein das Ideal der Staatsverfassung für Deutschland finden; er meint, unser Vaterland müßte in 33 Gaue eingeteilt werden. Auch die Wizelei über die Hegelsche Philosophie (S. 62) ist nicht mißglückt, und Ähnliches ließe sich noch weiter hervorheben. Der Stil der „Harzreise“ ist namentlich durch die weitgehende Belebung unbeseelter Dinge der Natur und abstrakter Eigenschaften und Vorgänge gehoben worden; und dies that Heine, wie wir schon öfter bemerkten, mit bewußter, kunstvoller Absicht. Wir wollen ein Beispiel hervorheben, das uns deutlich macht, wie weit er in der Handhabung dieses Darstellungsmittels ging; wir müssen sagen, hie und da erhält sein Stil hierdurch den Charakter des Gezierten; da heißt es z. B. (S. 51): „Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtsklaute, die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchenzungen, wie mit tausend Mädchenaugen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wunderbar breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen, es ist alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig“ u. s. w. — Durch die liebliche Frische der Naturschilderung, durch die kecke Satire, durch das bezaubernde Pathos wird die „Harzreise“ immer und immer wieder mit Freude von poetisch empfänglichen Gemütern gelesen werden.

Der zweite Band der „Reisebilder“ enthält zwei prosaische Aufsätze: die dritte Abtheilung der „Nordsee“ und das Buch „Le Grand“. — In der Nordseeschilderung, die neben weit ausgezogenen Reflexionen doch auch noch genauere Beschreibungen von Land und Leuten darbietet, begegnet uns zu Anfang eine bedeutende Gegenüberstellung des geistigen Lebens der einfachen Inselaner und der Kulturmenschen. Bei jenen, sagt Heine, ist das Gesamtbewußtsein durchaus hervortretend, sie stehen sich geistig alle gleich, eigentümliche Züge sind nur wenig in ihnen entwickelt. Diese dagegen, die Kulturmenschen, zeigen eine reiche Mannigfaltigkeit individueller Abweichungen, sie haben weniger in sich ausgeprägt das Gesamtbewußtsein des Stammes und Volkes. Während aber Heine hier auf Gedanken kam, die ihm zur Berichtigung mancher zu weit gehender liberalistischer Anschauungen hätten dienen können, die ihm zeigen konnten, welch eine bedeutungsvolle Rolle im Leben der Völker eben jenes Volks-, Stammes-, Nationalgefühl einnimmt, bleibt er vielmehr ganz und gar auf dem Standpunkt des liberalen Individualismus stehen. Er war eben durchaus ein Sohn seines Zeitalters; die Bedeutung des sozialen Gesamtgefühls ist erst in unseren Tagen zur

größeren Klarheit durchgedrungen. Freilich sah Heine recht wohl, daß eine ähnliche Gleichmäßigkeit des Gesamtwillens und Gesamtbewußtseins schon ganze Völker beherrscht hatte, insbesondere unter dem Einfluß der katholischen Kirche; aber eben dieser letztere Einfluß schien ihm so verderblich, daß er vielmehr eine gewisse Vereinsamung des liberalen Individualisten glaubte vorziehen zu müssen. Er schildert dann den Eindruck des Lebens der Badegäste auf die Inselaner, bringt anziehende Erzählungen von ihrem Hexen- und Geisterglauben, von dem Klabauteermann, dem fliegenden Holländer, dem Fischerknaben, der den Nixenwalzer erlauscht hat, berichtet dann von den Reizen der Fahrt auf bewegter See, von dem Spaziergang am einsamen Strande, gedenkt dessen, was auf dieser Nordseeinsel einst an altheidnischen Göttervorstellungen im Schwange war, und erfreut sich an dem ausgesprochenen Freiheitsfinn der Bewohner der Insel. Neben diesen Schilderungen treten dann bedeutende Betrachtungen auf, insbesondere zunächst solche, die durch den Anblick der See erregt waren; die Natur zähmt und erhebt den Dichter mehr als alles andere, er gedenkt der Seelenwanderung, er sieht, wenn er des Nachts dem Wellengesange lauscht, die Dinge und Erscheinungen dieser Welt wie aus der Vogelperspektive und in großem Zusammenhange; und er meint, einem höheren Geiste müsse unser Streben so klein und nichtig erscheinen wie uns das Treiben der Spinne, die er einst über die Folianten der Göttinger Bibliothek einhereschleichen sah, ohne daß sie von dem Inhalt des Buches auch nur das mindeste erfuhr. Vor allem aber sind hier die geistvollen Betrachtungen über Goethe bemerkenswert; erst das dritte, das damalige Geschlecht, vermochte die Bedeutung des weltbewegenden Dichters zu verstehen, seine tiefe Wahrheit, seine Natürlichkeit, seine Geistesfreiheit und Güte; wie viel, meinte er, werde erst die Zukunft noch aus den Werken dieses Geistes erkennen lernen, was seiner Zeit noch verborgen blieb. Dann ergeht er sich in Betrachtungen über den hannöverschen Adel, dessen Schwächen er deutlich durchschaute, dessen Dummheit, Stolz und schlechte Erziehung er scharf brandmarkte, ohne aber rühmliche Ausnahmen zu übersehen. Am bemerkenswertesten indessen in dem ganzen Buche sind die begeisterten Worte über Napoleon. Die Schilderung, die Heine hier gibt, ist namentlich auch deshalb beachtenswert, weil sie uns zeigt, durch welche Bücher der Dichter zu seiner uns jetzt unverständlichen Verehrung des Welt Eroberers gekommen war: es waren die Werke des Maitland, des Las Cases, D'Meara, Antomarchi, die alle ein ganz verkehrtes, viel zu geschmeicheltes Bild von Napoleon entwarfen. Heine feiert in ihm den intuitiven Geist, von dem Kant in seiner Kritik der Urteilkraft ein theo-

retisches Bild entworfen hatte. Während Heine das erwartete ungünstige Urteil des Walter Scott durch eine Vorkritik zurückweist, ergeht er sich in schwärmerischer Begeisterung für Napoleon, die unsere besser unterrichtete Zeit entschieden zurückweisen muß, die wir aber bei dem jüdischen Rheinländer jener Tage, bei dem Leser der eben erwähnten Bücher verstehen und verzeihen lernen. Besonders gelungen ist dem Dichter noch die Charakteristik des Werkes von Ségur über den russischen Feldzug; die hinreißende Kraft dieser Schilderung veranlaßt den Dichter zu einem geistvollen Vergleich mit der „Ilias“, wobei er freilich unter den Helden der alten Griechen keinen zu finden vermag, der dem neuen Cäsar, dem Abgott seiner Soldaten, Napoleon, verglichen werden könnte; ja, er meint, in seinem Haupte sei der ganze Olymp der griechischen Götterlehre wiederzufinden! Gegenüber solchen Ausschweifungen der sentimental erregten Phantasie begegnen wir dann wieder treffenden Worten über die Zerrissenheit des deutschen Vaterlandes, die selbst von den besten Thaten nur einen dummen Erfolg erwarten lasse. Mit Zimmermanns Xenien, die später so viel Staub aufwirbelten, schließt der Dichter sein gedankenvolles Büchlein. Auch hier ziehen sich schwärmerische Ergüsse an die Geliebte Therese, der er den Namen Ewelina gibt, durch die Betrachtungen hindurch.

Merkwürdiger als diese dritte Abteilung der „Nordsee“ ist das Buch „Le Grand“, das bisher als ein verwirrendes Rätsel erschien. Schon die Widmung konnte nicht erklärt werden. Während die zahlreichen anderen Widmungen Heines unmittelbar verständlich sind, wußte man mit der Widmung des Buches „Le Grand“ schlechterdings nichts anzufangen; sie lautet: „Ewelina, empfang diese Blätter als ein Zeichen der Freundschaft und Liebe des Verfassers.“ Man hatte früher gefabelt von einer Kousine des Dichters, Ewelina von Geldern, die aber niemals gelebt hat; uns ist es jetzt im hohen Grade wahrscheinlich, daß unter dieser Ewelina niemand anders als Therese Heine zu verstehen ist. — Das Werk ist ein Dohwabohu von bunten Einfällen, aber es lassen sich doch auch feste Punkte aus der Menge der wirren Associationen herausgreifen. Zunächst ist es leicht ersichtlich, daß einen Hauptgegenstand des Werkes die poetisch verschleierte Darstellung von dem Lebensgange des Dichters abgibt: die Heimat, die kleinen Freunde und Freundinnen, das Leben in der Schule, vor allem die politischen Veränderungen, die Franzosenzeit, der Tambour Le Grand und Napoleon, treten hier am deutlichsten hervor. Ferner ist die Schrift eine Sammlung von staunenerregendem Wissen, von Anspielungen auf zahlreiche Dinge, deren Kenntnis keineswegs weitverbreitet war und ist, und die doch Heine, der sich scherzhaft wiederholt einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit nannte, so

viel uns bekannt aus keiner der damals bekannten Encyclopädien hätte abschreiben können. Man erinnert sich dabei der Worte Salomon Heines, des ziemlich wenig gebildeten reichen Emporkömmlings, über seinen Neffen: „Hätte der dumme Junge was gelernt, so brauchte er nicht zu schreiben Bücher“. Man hielt ihn in Hamburg für geistig bankrott, für unwissend, zerfahren; er wollte jetzt die Unrichtigkeit dieser Annahme beweisen, indem er seiner Gelehrsamkeit die Zügel schießen ließ. Ferner hörte er in der Familie des Dheims fort und fort die Klagen über sein schlechtes Haushalten und über seine Unfähigkeit zum Erwerb; er wollte nun scherzend einmal darstellen, wie er aus den Narren, die ihm begegneten, Kapital zu schlagen vermöchte. Diese drei Züge: Lebensschilde- rung, Beweis seiner Gelehrsamkeit und Hindeutung auf seine Erwerbs- fähigkeit, treten als besonders beachtenswerte Merkmale in dem „Buch Le Grand“ hervor. Anfang und Ende der Schrift klagen von unglück- licher Liebe: das Motto „Sie war liebenswürdig, und er liebte sie, er aber war nicht liebenswürdig, und sie liebte ihn nicht“ deutet auf Zweck und Ziel dieser persönlichen Hulbigungsschrift hin. Der Anfang, der von Selbstmordgedanken über unglückliche Liebe berichtet, bezieht sich auf Amalie; die rettende Schöne, die dem verzweifelnden Dichter be- gegnet, ist Therese Heine. Die Lokalität der Schrift ist wiederum das Landhaus Salomon Heines mit seiner Terrasse, seinem Fluß, seinen Rosenbäumen, wie er es noch später in den Gedichten „Böses Geträume“ und „Affrontenburg“ schildert. Hiernach nehmen wir an, daß Heine durch die Schilderung seines Liebesunglückes rühren, durch die Schild- derung seines Lebens geistvoll anziehen, durch die Darlegung seiner Kenntnisse und den Hinweis auf seine Erwerbsfähigkeit Vorurteilen be- gegnen, durch den Humor und ausgelassenen Wit des Ganzen die Her- zen vollends gefangen nehmen wollte. Die Schrift ist im besonderen Hinblick auf die Hamburger Verwandten verfaßt und als eine Hulbi- gung für die noch immer vergeblich umworbene Therese Heine zu betrach- ten. Evelina, der schon in der „Nordsee“ Erwähnten, hat er sie als ein Zeichen seiner Freundschaft und Liebe zugeeignet. Noch ist eine Frage, wer die Madam ist, die in der Schrift erwähnt wird; wir möchten ver- muten, ohne hier genauer darauf eingehen zu können, daß die Mutter von Amalie und Therese Heine damit gemeint ist. Das verwirrende Durcheinander der Schrift, das bald anzieht, bald wieder abstößt, dürfte nunmehr besser und leichter zu durchschauen sein, wenn man die festen Punkte, um die sich das bunte Gewirre der Gedanken herumzieht, scharf im Auge behält. Man wird gestehen müssen, daß die humoristisch spru- delnde Schilderung mit zu dem Eigentümlichsten gehört, was wir von

Seine besitzen, und man wird um so eher zur Schätzung der Schrift geneigt sein, je mehr man erkennt, daß diese scheinbare Gedankenflucht der Darstellung durch feste Grundzüge geregelt ist.

In der „Reise von München nach Genua“, welche den ersten Abschnitt des dritten Bandes der „Reisebilder“ ausmacht, tritt die eigentliche Schilderung von Land und Leuten wieder mehr in den Vordergrund. Der Vergleich von München und Berlin in den ersten Kapiteln der Schrift zeugt aufs neue von der scharf durchdringenden Beobachtungsgabe Heines. Die Schilderung von München, des neuen Bier-Athen, erinnert in manchen Zügen an die zu Anfang der „Harzreise“ gegebene von Göttingen; man wird nicht ohne herzliches Lachen diese sarkastischen Ausfälle des geistvollen Satirikers an sich vorüberziehen lassen. Dann folgen wieder überaus poetische Reisebeschreibungen, namentlich von Tirul, wo sich der Dichter der Freiheitskämpfe, der wackeren Landsleute und ihres Sängers Immermann mit Begeisterung erinnert. In Oberitalien hält er sich namentlich bei einer Schilderung des Amphitheaters von Verona auf, er ergeht sich in langen geschichtlichen Betrachtungen über das Leben, das einst an dieser Stätte geherrscht hatte, und zeigt sich durch diesen Zug wie durch zahlreichere andere als einen von Goethe durchaus abweichenden Betrachter. Auf dem Schlachtfeld von Marengo vertieft er sich in lange politische Erörterungen, die aber jetzt gemäßigter erscheinen als in dem zweiten Bande der „Reisebilder“; er schreibt: „Ich bitte dich, lieber Leser, halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartisten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, sondern nur dem Genius des Mannes. Unbedingt liebe ich ihn nur bis zum 18. Brumaire — da verriet er die Freiheit. Und er that es nicht aus Notwendigkeit, sondern aus geheimer Vorliebe für Aristokratismus.“ Und an einer anderen Stelle sagt er: „Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit? Es ist die Emanzipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emanzipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbände der Bevorrechteten, der Aristokratie.“ Dann gibt er Erörterungen über die Kunstsammlungen in Genua, doch bleibt sein Interesse hier mehr im Hintergrunde, und auch dadurch wiederum zeigt er, wie sehr er abweicht von seinem großen Vorgänger Goethe, der vielmehr als ein Anhänger der klassischen Zeit ganz und gar mit reiner Seele hinabtaucht in tief sinnige Betrachtungen über die befreiende Herrlichkeit künstlerischer Gebilde. Durch die ganze Reiseschilderung zieht sich hindurch als poetische Arabeske die Erinnerung an die tote Maria, über die wir in

dessen bisher nicht recht aufgeklärt sind; doch möchten wir annehmen, daß auch hier nicht nur die poetische Erfindung zu Worte gekommen sei. Ausgezeichnet sind die einzelnen plastisch greifbaren Schilderungen; kleine Kabinetstücke, unnahahmlich bezaubernd und eindrucksvoll, wie sie nur Heine gelangen. Der Stil ist farbenreich, grell, reich an Kontrasten und für den besonderen Gegenstand durch seine poetische Gehobenheit und Beseeltheit sehr geeignet. Italien, das Land der geschichtlichen Erinnerungen und Kunstschätze, das Land der herrlichsten Natur, mit seinem originellen Volksleben und seinem politischen Druck durch die traurige österreichische Herrschaft, bot zu solcher poetisch gehobenen, beseelten und kontrastreichen Darstellung einen besonders günstigen Gegenstand.

Die „Bäder von Lucca“, das zweite Stück dieses Bandes der „Reisebilder“, sind nicht wie das erste eine eigentliche Reiseschilderung. Hier erfahren wir fast nichts über Land und Leute; die Wanderschaft und Betrachtung über Geschichte, Volksleben, Kunstschätze und politische Verhältnisse treten zurück gegenüber einer novellenartigen Erzählung. Die Frauenfiguren, die uns Heine plastisch geschildert hier vorführt, sind ohne tieferen Gehalt, ohne eigentümliche typische Züge, und fast zu aufdringlich treten sie in den Vordergrund. Die zweideutigen Situationen und Gespräche, in denen wir sie belauschen, sind auch nicht derart, daß man ihnen ein großes Interesse abgewinnen könnte. Ausgezeichnet aber sind die beiden Juden Lazarus Gumpel und Hirsch Hyacinth gezeichnet; beide Charaktere sind von typischer Bedeutung, haben aber gleichzeitig das volle Leben von Porträts. Und in der That sind sie auch lebenden Personen nachgebildet, dem Hamburger Bankier Gumpel und dem Lotterieboten Isak Rocamora. Der ziemlich ungebildete jüdische Emporkömmling, der, reich und alle Moden nachäffend, hier als italienischer Marchese sich aufspielt, ist ausgestattet mit allen typischen Schwächen des mächtig begabten jüdischen Millionärs. Seine faszinierende Kunstbegeisterung, sein überaus komisches Mißgeschick in der Liebe zu der Lady Mayfield sind von überwältigender Komik. Und der brave, praktisch berechnende, nüchterne, durch seine Offenherzigkeit ergötliche Hirsch Hyacinth gehört auch, wie Heine es selbst nennt, zu den wahrhaft ausgebornen Gestalten, die er jemals in Lebensgröße geschaffen hatte. Hirsch Hyacinths Betrachtungen über die praktische Nützlichkeit der verschiedenen Religionen sind zwar wegen des leichtfertigen Tones, in welchem sie vorgebracht sind, etwas anstößig, aber doch von außerordentlicher Wahrheit. Wer wird nicht merkwürdig bewegt bei den Worten: „Herr Doktor, bleiben Sie mir weg mit der altjüdischen Religion, die wünsche ich nicht meinem ärgsten Feind. Man hat nichts als Schimpf und Schande davon. Ich sage Ihnen, es

ist gar keine Religion, sondern ein Unglück.“ Und, wer hätte nicht in Erinnerung behalten die ergötzliche Schilderung über die Ehrlichkeit des braven Hirsch Hyacinth, die er in der Geschichte von dem Lotterielos an den Tag legte? Gewiß freut man sich über diese rechtschaffene Gesinnung und muß doch wieder kopfschüttelnd lachen über die sentimentalen Worte, mit denen er über diese doch selbstverständliche Rechtschaffenheit groß Aufhebens macht. Heine hatte offenbar die Absicht, mit diesen Schilderungen über den typischen ungebildeten reichen und den typischen ungebildeten armen Juden zu zeigen, daß er mit dieser Klasse von Menschen schlechterdings nichts zu thun habe. Dabei zeichnete er diese Gestalten aber nicht mit satirischer Bitterkeit, sondern mit der frohen Laune des echten Humoristen. — An diesen Roman schließt dann Heine seine zwar äußerst witzige, aber auch äußerst gemeine Polemik gegen den Grafen Platen an. Wir haben darüber Band III, S. 200—206 genauer gehandelt und brauchen hier nicht noch einmal darauf zurückzukommen. So viel mag wiederholt werden, daß Platen, durch einen verhältnismäßig harmlosen Angriff von Heines Freunde Zimmermann gereizt, sich zu schlechthin niedrigen Ausfällen gegen Heine verleiten ließ. Wer wie Platen über das Judentum Heines öffentlich in unedelster Weise witzelte, der verdiene nur, für solche Frechheit geächtigt zu werden. Aber daß Heine dies in einer so unwürdigen Weise that, wie hier in den „Bädern von Lucca“, ist darum dennoch nicht zu verzeihen. Und überaus groß war auch der Schade, den er sich hierdurch zuzog! Die Polemik, die Platen sowohl als Heine geführt haben, gehört geradezu zu dem Unstößigsten, was wir in deutscher Litteratur aufzuweisen haben.

In der „Stadt Lucca“, welche Schrift das erste Stück des vierten Bandes der „Reisebilder“ ausmacht, tritt sowohl Roman wie Reisebeschreibung ganz in den Hintergrund; statt dessen bietet uns Heine ausführliche und mannigfaltige Betrachtungen über das Christentum und die verschiedenen Gestaltungen der christlichen Kirche. Hier ist die Reflexion maßgebend in den Vordergrund getreten. Im Gegensatz zu der frohsinnigen griechischen Götterlehre schildert uns Heine die christliche Religion des Leidens. „Nun gab's eine traurige Zeit“, schreibt er, „und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazarett, wo geschundene, gebratene und gespießte Götter langweilig umherschlichen und ihre Wunden verbanden und triste Lieder sangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, sondern Trost; es war eine trübselige, blutrünstige Delinquentenreligion.“ Besonders die katholische Kirche, die ja, wie wir oben gesehen haben, in diesem Zeitraum der größten Reaktion hulbigte, ist grell in all ihren Schwächen, in ihrem

kulturfeindlichen Streben geschildert worden. Aber Heine weist auch auf die Ähnlichkeit der verschiedenen christlichen Religionen hin und betont, daß in den Gesichtern der katholischen und protestantischen Priester gemeinsame Züge unverkennbar seien. Als Ausgangspunkt der verschiedenen verderblichen religiösen Einflüsse stellt er die jüdische Religion dar (S. 416). Besonders aber tabelt er die Staatsreligionen, durch die nach seiner Meinung eine friedliche gedeihliche Entwicklung in Deutschland unmöglich gemacht worden sei. Gewiß betont er mit Recht, daß eben die religiöse Zersplitterung auch die politische Einigung Deutschlands so sehr erschwert hat, und irrig ist nur, daß er glaubt, die Vormundschaft des Staats über die Kirche habe eben jene politischen Übel erzeugt oder doch gesteigert; auch in denjenigen Ländern, wo der Staat sich von der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten fernhält, entwickeln sich scharfe religiöse Parteien, die eine politische Vereinigung zurückhalten oder unmöglich machen. Aber richtig ist es, wenn er sagt: „Ein Indifferentismus in religiösen Dingen wäre vielleicht allein im Stande, uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken.“ Neben den Ausfällen gegen die Entartungen des kirchlichen Lebens stehen solche gegen den Adel. Aber doch auch milde Stellen begegnen uns in dieser religiösen Parteischrift, so z. B. wenn Heine beim Anblick eines armen, ehrlichen Mönchs, der offenbar von aufrichtiger Religiosität und christlicher Liebe erfüllt ist, sagt „gegen den Mann will ich nicht schreiben“, und wenn er ebendieselbe Äußerung thut beim Anblick eines anderen blassen, bekümmerten Priesters, der, in einer Prozession einherziehend, vor Schwachheit fast darniederfällt. Besonders ergreifend ist die Schilderung des Totenfestes in Lucca unserm Dichter gelungen; sie ist von großen Reflexionen getragen und durch außerordentliche Anschaulichkeit ausgezeichnet; sie klingt aus in einen tiefenschmerzlichen Seufzer über das mannigfaltige Leid dieser Welt. „Ich fürchte“, sagt der Dichter, „ich bin selbst angesteckt von dieser Krankheit, und eine Folge derselben ist jene Weichheit, die mich wunderbar beschleicht, wenn ich so ein stiehes Mönchsgesicht betrachte und darauf die Symptome jener Leiden sehe, die sich unter der groben Kutte verstecken: — gekränkte Liebe, Podagra, getäuschter Ehrgeiz, Rückendarre, Neue, Hämorrhoiden, die Herzwunden, die uns vom Undank der Freunde, von der Verleumdung der Feinde und von der eignen Sünde geschlagen worden, alles dieses und noch viel mehr, was ebenso leicht unter einer groben Kutte wie unter einem feinen Modestrock seinen Platz zu finden weiß. O, es ist keine Übertreibung, wenn der Poet in seinem Schmerze ausruft: „Das Leben ist eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazarett.““ In allen diesen Schilderungen ist

eine tiefe Wahrheit nicht zu verkennen, und bei der ausgesprochenen Freigeistigkeit der Erörterungen ist doch eine warme Empfindung für den Wert und das Wesen der Religion nicht verloren gegangen. Aber freilich nur der vom Dogma Unabhängige weiß solche Darlegungen zu würdigen; wer in dem strengen Kirchenglauben lebt, wird dagegen durch viele Stellen dieses Buches in seinem innersten Gefühl verletzt werden. Aber man möge nicht übersehen, daß Heine sich wesentlich gegen die mannigfaltigen Übelstände wendet, welche in der äußeren Erscheinung der christlichen Kirche sich herausgebildet hatten. — Indessen nicht nur den Anhängern der verschiedenen Kirchen gibt er Bitteres zu hören, sondern auch den Philosophen; in dem Gespräch mit der Eidechse in den ersten zwei Kapiteln des Buches kommen die Gedanken zum Ausdruck, daß die Menschen eigentliche Denkkraft überhaupt nicht besäßen, sondern daß ihnen nur gelegentlich einige gute Einfälle kämen, deren Verbindung sie nachher mit dem Namen des Denkens belegten; die Wahrheit aber, sagt die Eidechse, sei nur zu finden in den Hieroglyphen, die auf ihrem Schwanz abgebildet seien, d. h. in jeglicher Erscheinung der Natur; nicht die philosophischen Spekulationen, sondern das Versenken in die Naturbetrachtung und Beobachtung könne der Menschheit zum Heile gereichen.

Das letzte Stück des vierten Bandes der „Reisebilder“ bilden die „Englischen Fragmente“. Hier treten die Betrachtungen über Land und Leute wieder in ihre Rechte ein, hier haben wir es wiederum mit eigentlichen Reisebildern zu thun. So ist zunächst in dem zweiten Abschnitte des Buches eine treffliche Schilderung des gewaltigen, brausenden, sinnverwirrenden Lebens von London gegeben, im dritten Abschnitte eine solche über die Eigentümlichkeiten der Engländer, im fünften, „Old Bailey“ betitelt, eine solche von der grausamen Rechtsprechung, die zu jener Zeit jenseit des Kanals noch herrschte. Bei allen diesen Beschreibungen tritt eine überaus scharfe und behende Beobachtungsgabe hervor. Aber auch das eigentliche politische Leben wird hier ausführlich behandelt, so das dunkle Kapitel von der unermesslichen Schuld des englischen Staates, über welche Heine die grellen Erörterungen eines schroffen Oppositionsmannes ausführlich wieder gibt. Er erörtert fernerhin die Bedeutung der Oppositionsparteien der Whigs und Tories, ergeht sich in begeisterten Schilderungen des liberalen Helden Canning, bespricht die Frage der Emanzipation der irischen Katholiken und läßt alle seine Betrachtungen ausklingen in eine begeisterte Feier der Ideen der französischen Revolution. Bemerkenswert ist noch die Art, wie Heine das Freiheitsstreben der verschiedenen Völker: der Engländer, der Franzosen und der Deutschen, unterscheidet. Der Franzose, sagt er, legt vor allem Wert auf bürgerliche

Gleichheit, denn die Franzosen sind das Volk des geselligen Lebens, und nichts empfinden sie schmerzlicher als Ungleichheit der bürgerlichen Stellung. Der Engländer dagegen strebt vor allem nach persönlicher Unabhängigkeit, und alles, was diese persönliche Freiheit schützen kann, fordert und hütet er mit eifersüchtiger Sorgfalt. Die Deutschen dagegen, das Volk der Ideologen, der Träumer, Dichter und Denker, lieben die Freiheit wie ihre alte Großmutter. Man erschrickt zunächst bei diesem grellen und wie es scheint höchst ungerechten Ausdruck; aber wenn man sich der Bestrebungen der deutschtimelnden romantischen Burschenschaftskreise erinnert, die in der Wiederherstellung mittelalterlicher Herrlichkeit alles Glück erkannten, so wird man zugeben müssen, daß Heine mit dem schroffen Ausdruck ein wirklich falsches und schändliches Freiheitsstreben treffend gebrandmarkt hat. Auch in diesem Buche begegnet uns die maßlose Verherrlichung Napoleons. Anknüpfend an Walter Scotts Buch über den Kaiser, das, soeben erschienen, in entschieden feindlichem Tone gehalten war, gibt der Dichter weit schroffer als in den gemäßigten Worten des dritten Bandes der „Reisebilder“ hier seiner Verehrung für den Imperator ungezügelter Ausdruck. Er vergleicht ihn mit Wellington, dessen Bild er grau in grau entwirft, und hebt ihn auf diese Weise noch mehr als sonst in den Himmel. Wir stehen diesen Darstellungen kopfschüttelnd gegenüber und sehen hier den geistvollen Mann befangen in den Vorurteilen der liberalen Legende. Das Buch bringt zahlreiche überaus treffende Bemerkungen über die englischen Zustände, so z. B. über die Prinzipienlosigkeit in politischen Handlungen, die wir heutigestags, wo wir uns von doktrinärer Staatsleitung mehr und mehr abwenden, keineswegs tadeln möchten; ebendiese praktische Erwägung von Fall zu Fall hat England zu seiner politischen Größe und Reife emporgeführt. Und ebenso sind zahlreiche Einzelheiten, auf die wir nicht eingehen können, treffend und wohlgeleitet; auch fehlen hier noch jene übertriebenen Vorurteile gegen die Engländer, die in späteren Werken bei Heine zum Ausdruck kommen. Das Buch schließt mit einem poetischen Vergleich des Kunz von der Rosen, des Hofnarren von Kaiser Max, mit unserem Dichter. Wie jener seinem kaiserlichen Herrn auch im Unglück treu blieb, sich in seinen Kerker einschlich, um ihn aufzuheitern, so unser Dichter seinem Kaiser, dem deutschen Volke. In seiner tiefen Not tröstet er das leidende Volk, schleicht sich in seinen Kerker hinein, freilich statt der Narrenkappe die phrygische Mütze auf dem Haupte tragend, und in all der Bedrängnis und mannigfaltigen Not, die das kaiserliche Volk niederdrücken, sucht er es zu erheitern durch die Scherze des gefühlvollen Narren. Aber wie er immer in Kontrasten denkt, so auch hier: wenn das Volk

einmal befreit worden, wenn die kaiserliche Herrlichkeit wieder erstanden sei, so bitte er um eins als Lohn für seine Treue: der liebe Herr, das Volk, der Kaiser, möge ihn nicht umbringen lassen.

Heine tritt uns in den „Reisebildern“ als politischer Parteischriftsteller entgegen. Abgewendet von der zeitlosen Dichtung der klassischen und romantischen Periode, ergreift er das unmittelbare Zeitleben, um es in mannigfaltigen Schilderungen mit Satire und Pathos auszulegen und zu deuten; die Einheitlichkeit und Architektonik der klassischen Werke erreicht er nicht, seine Arbeiten zerfallen in Teile und Teilchen, die einzeln und selbständig wirken sollen; vereinigt nur sind sie durch den alle diese Darstellungen beherrschenden Geist der Freiheit. Sind diese Aufsätze an künstlerischer Vollendung im ganzen ein Rückschritt gewesen, fehlt die Rundung wohlüberlegter Kompositionen, so waren sie andererseits durch die Neuheit des Stoffes, durch die Schärfe der Beobachtung, durch die glänzende, ja manchmal hinreißende Schilderung von Einzelheiten, durch den Witz und durch großartigen Stil etwas Neues, das den Besten der Zeit genügt hat und noch heute zu einem großen Teile anziehend, belehrend und bedeutungsvoll erscheint. Aber wenn man den „Reisebildern“ gerecht werden will, muß man sie immer im Zusammenhange der Zeitverhältnisse würdigen und betrachten.

Noch ein Werk müssen wir in die Erörterung dieses Zeitabschnittes hineinziehen, es ist der „Rabbi von Bacherach“. Die eigentlichen Vorgänge, durch welche Heine in den „Reisebildern“ wirkte, seine kecke, satirische Auffassung des wirklichen Lebens, findet sich hier nicht. Er erscheint gemäßig und gedämpft, ohne die übermütige satirische Reckheit seiner anderen, zeitgeschichtlichen, Werke. Er hatte freilich auch hier einen Stoff gewählt, der noch immer „aktuelle“ Bedeutung hatte, indem er die Unterdrückung der Juden zum Gegenstande seines Romans machte; aber die Vorgänge, die er schildert, spielen in einer fernen Zeit, und Heines Schilderungen fußen auf den sorgfältigen geschichtlichen Studien, die er für diesen Roman angestellt hatte. Nur im einzelnen belebte er das Bild der Vergangenheit durch Beobachtungen des gegenwärtigen Lebens der Juden. Die Judengasse in Frankfurt a. M. hatte er noch in der Gestalt gesehen, in der sie hier im Roman vorgeführt wird, und viele einzelne Personen, die er schildert, sind, ähnlich wie Gumpelino und Hirsch Hyacinth, Porträts, die er nach dem Leben entworfen hatte. Weil Heine aber so ausgedehnte geschichtliche Studien anstellte, weil er einen geschichtlichen Roman zu liefern bestrebt war, so hemmte er eben hierdurch die Subjektivität seines Genius, welche doch gerade als das Neue, Anziehende und in gewissem Sinne Bahnbrechende in seinen Schriften erscheint. Er

erreichte freilich eine künstlerisch reinere und abgerundete Darstellung, aber eben jene Dämpfung läßt auch seine Vorzüge nicht mehr zu voller Geltung gelangen; statt der wilden, ungezügelter Genialität finden wir hier manchmal eine etwas holperige, ängstliche Sorgfalt, und nur in dem dritten Kapitel, das vermutlich erst im Jahre 1840 hinzugefügt worden ist, läßt er seiner Laune und den Eigentümlichkeiten seiner Begabung wieder mehr die Zügel schießen. Indessen auch in den ersten Kapiteln sind manche Schilderungen von großer Anschaulichkeit und packender Kraft, so vor allem die Beschreibung des verworrenen, anziehenden, eigentümlichen Treibens auf der Frankfurter Messe. Das Werk zeigt nicht jene übermäßigen Ausschweifungen, die uns sonst gelegentlich bei Heine begegnen, aber es ist auch nicht durch so große Vorzüge origineller und scharfer, satirischer und humoristischer Auffassungen ausgezeichnet. Immerhin müssen wir bedauern, daß uns nur ein Bruchstück des ursprünglich Geschriebenen erhalten geblieben ist; bei einer Feuersbrunst im Hause der Mutter gingen Fortsetzung und Schluß des Werkes in Flammen auf.

III. In Paris (1831—56).

Im Mai 1831 traf Heine in der französischen Hauptstadt ein. Sein Hauptgedanke war, von dort aus seine politischen Kämpfe mit größerer Sicherheit führen zu können. Das liebenswürdige weltstädtische Wesen der Franzosen gefiel ihm außerordentlich; ebenso war er von den Merkwürdigkeiten der Stadt in hohem Grade befriedigt. Er suchte sich mit allem schnell bekannt und vertraut zu machen, mit dem Straßenleben, mit den Museen, mit den Herrlichkeiten der Bibliothèque Nationale, mit denen des Jardin des plantes, mit den feineren und niederen Bergnügungslokalen, der Grand' Chaumière zc. „Frankreich“, schreibt er, „sieht aus wie ein Garten, wo man alle schönsten Blumen gepflückt, um sie zu einem Strauße zu verbinden, und dieser Strauß heißt Paris. Es ist wahr, er duftet jetzt nicht mehr so gewaltig wie nach jenen Blütetagen des Julius, als die Völker von diesem Dufte betäubt wurden. Er ist jedoch noch immer schön genug, um bräutlich zu prangen an dem Busen Europas. Paris ist nicht bloß die Hauptstadt von Frankreich, sondern der ganzen zivilisierten Welt, und ist ein Sammelplatz ihrer geistigen Notabilitäten.“ Noch schwelgte er in Erinnerungen an die Großthaten der letzten Revolution: „Die Götter im Himmel, die dem großen Kampfe zusahen, jauchzten vor Bewunderung, und sie wären gerne aufgestanden von ihren goldenen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgestiegen,